Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät der Königl. Universität Breslau

eingereicht und mit ihrer Genehmigung veröffentlicht

von

Martin Treblin

aus Breslau.

Montag, den 23. Dezember 1907, vormittags 11½ Uhr

in der Aula Leopoldina

Vortrag

über

die angebliche Klimaänderung des Mittelmeergebietes in geschichtlicher Zeit

und Promotion.

Breslau

Druck von R. Nischkowsky

1907.

Gedruckt mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät der Königlichen Universität Breslau.

Referent: Professor **Dr. Siegfried Passarge.**

Examen rigorosum bestanden am 23. November 1907.

Die Arbeit erscheint vollständig in der Sammlung „Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte" Band VI, herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens. Sie lag bereits Oktober 1906 Herrn Professor Dr. Passarge zur Einsicht abgeschlossen vor; ihr Erscheinen wurde durch Krankheit des Verfassers verzögert.

Dem Andenken meines Vaters gewidmet.

Inhaltsübersicht.

Abkürzungen.

S.R. . . . . = Schlesische Regesten bis zum Jahre 1333; ed. Grünhagen, seit 1301 zusammen mit Wutke, enthalten im Codex Diplomaticus Silesiae VII. 1. 2. 3, XVI, XVIII, XXII. Von VII. 1 ist die zweite Auflage (1884) zu benützen.

L.F. . . . . = Liber Fundationis Episcopatus Vratislaviensis ed. Markgraf und W. Schulte, enthalten im Codex Diplom. Silesiae XIV.

Meitzen, Codex IV = August Meitzen, „Urkunden schlesischer Dörfer, zur Geschichte der ländlichen Verhältnisse und der Flureinteilung insbesondere"; Codex Diplom. Silesiae IV.

Zimmermann . . . = F. A. Zimmermann, „Beyträge zur Beschreibung von Schlesien", Band 5. Brieg 1785.

Knie . . . . = J. G. Knie, „Alphabetisch-statistisch-topographische Übersicht der Dörfer, Flecken, Städte und andern Orte der Kgl. pr. Provinz Schlesien . . .", 2. Auflage. Breslau 1845.

Z. . . . . = Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens.

St.Arch. . . . . = Königliches Staats-Archiv zu Breslau.

StadtArch. . . . . . = Breslauer Stadt-Archiv.

Extr. § . . . . = Auszüge aus den Schweidnitz-Jauerschen Landbüchern, die Jahre 1366—1419 umfassend; Breslauer Stadt-Archiv Hs. 53. Die Handschrift ist in Paragraphen eingeteilt.

Ortsnamenerklärungen aus Franz Miklosich, „Die Bildung der slawischen Personennamen", Wien 1860, und „Die slawischen Ortsnamen aus Appellativen II", Wien 1874, und Konstantin Damroth, „Die älteren Ortsnamen Schlesiens", Beuthen 1896.

Die „Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien" bis 1900 wurde von Josef Partsch, von 1900—1903 und 1904—1906 von Nentwig (Breslau, Aderholz, 1892—1900 bezw. 1904 und 1907) zusammengestellt.

Vorbemerkung.

Für den Geschichtsschreiber eines Landes wird es immer eine anziehende Aufgabe sein, die Abhängigkeit des Menschen vom Boden und seinen Formen, aber auch die im Laufe der Zeiten durch seine Hand herbeigeführten Wandlungen des Landschaftsbildes, mit einem Worte die jüngste Geschichte des Bodens zu schildern, gewissermaßen für bestimmte Zeitpunkte der Vergangenheit Augenblicksbilder vom Lande zu geben. Vor allem handelt es sich dabei um die Frage: war der Mensch, der das Land in Besitz nahm, imstande, den Boden voll zu nutzen, war er — soweit das möglich ist — Herr der Naturgewalten oder hat seine Kraft dazu nicht ausgereicht?

Für die deutschen Lande östlich der Elbe tritt der Unterschied der kolonisatorischen Tüchtigkeit zwischen Slawen und Deutschen auffällig zutage. Anders gestaltete sich der Einzug slawischer Siedler, anders die Rückwanderung deutscher Völker ins ostelbische Land. Jene standen gering an Zahl, arm und ohne große kolonisatorische Tatkraft dem Lande fast hilflos gegenüber. Gebirgs- und Waldland ebensowohl wie schwere Böden wußten erst die Deutschen gewinnbringend zu nutzen.

Oft genug sind diese Verschiedenheiten der Volksarten geschildert worden, aber fast niemals hat man es versucht, sich mit Hilfe kartographischer Bilder Rechenschaft über die allmähliche Besitznahme durch die einzelnen Völkerrassen zu geben.

Für ein kleines Ländchen und dazu noch in einer Erstlingsarbeit ist dies hier in tastender Weise versucht worden.

Die vorliegende Skizze betrachtet es als ihre Hauptaufgabe, Landschaftsbild, Besiedlung und Kulturzustand des ehemaligen Fürstentums Schweidnitz in slawischer Zeit aufzuhellen. Die vorgeschichtliche sowie die deutsche Besiedlungsgeschichte waren zur Abgrenzung des slawischen Siedlungsgebietes nicht zu entbehren und sind wenigstens in den Grundzügen dargestellt worden. Zur Geschichte der Wüstungen wurden erste Vorarbeiten geliefert.

Aber auch die slawische Siedlungsgeschichte unseres Arbeitsfeldes ist in mehr als einer Hinsicht noch stark ergänzungsbedürftig. Fehlen doch beispielsweise noch Aufklärungen über viele slawische Orts- und die meisten slawischen Flurnamen.

Daher möchte ich an dieser Stelle die Bitte an ortskundige Leute des ehemaligen Fürstentums Schweidnitz richten, mir Nachträge, Berichtigungen, vor allem volkskundliche Überlieferungen von Wüstungen und Flurnamen mitzuteilen oder selbst zu sammeln. Besonders im Gebirge und in seinem Vorlande, wo die Industrie große Fortschritte macht und die Bevölkerung rasch wechselt, ist es hohe Zeit, an die Feststellung von Volksüberlieferungen der genannten Art zu gehen. Ein einzelner ist außerstande, solche Nachforschungen für ein größeres Gebiet vorzunehmen. Dazu gehört jahrelange Vertrautheit mit der engeren Heimat: der Gemarkung.

An Ortsgeschichten fehlt es in Schlesien wahrlich nicht, doch vermißt man in ihnen fast stets Angaben über Flurnamen und Wüstungen. Woran liegt das? Glaubt man derartige Arbeiten als unnütz und uninteressant zurückstellen zu dürfen? Nur ein paar Worte über die Bedeutung beider. Über den Wert der Flurnamen sollen uns hier die Ausführungen eines um ihre Erforschung hochverdienten Mannes unterrichten[1]). „Es wird nie gelingen, die Namen aller unserer Städte und Dörfer vollständig in genügender Weise zu erklären, wenn wir nicht die zahlreichen in den Flurnamen sich bietenden Parallelen heranziehen. Zudem bergen die Flurnamen eine Fülle alten Sprachgutes, das wir entweder in den Namen bestehender Gemeinwesen gar nicht antreffen oder wenigstens vielfach nicht in dieser Reinheit; denn da die Flurnamen meist wenig in die Öffentlichkeit gedrungen sind, vielmehr ein verborgenes Dasein geführt haben, sind sie auch nicht so abgegriffen und abgeschliffen, wie sonst die Ortsnamen, sondern zeigen in der Regel ein viel reineres Gepräge. Der Gewinn aber, den Geschichte und Kulturgeschichte aus den Ortsnamen zu ziehen gelernt haben, ist noch weit größer, wenn man den reichen Schatz der Flurnamen zu heben versucht. Noch viel deutlicher, noch viel mannigfaltiger als in den Ortsnamen spiegelt sich in ihnen das frühere Antlitz der Erdoberfläche wieder mit der von heute wesentlich abweichenden Verteilung an Wald, Wiese, Feld und Wasser, spiegelt sich wieder der Gang der allmählichen Besiedlung, der Anbau des Landes zu den verschiedenen Zeiten, die Nationalität, die

---

[1]) Beschorner im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 52. Jahrgang, Berlin 1904, Spalte 4, und von demselben Verfasser: Denkschrift über die Herstellung eines historischen Ortsverzeichnisses für das Kgr. Sachsen, Dresden 1903, Seite 4—7.

Lebensweise, die Einrichtungen und Schicksale seiner Bewohner von ehedem.“ Auf die Herkunft der deutschen Einwanderer kann die Flurnamenforschung helles Licht werfen; sie kann zeigen, wie alte slawische Worte im Munde der Deutschen mißverstanden, umgedeutet oder „angedeutscht“ worden sind. Mit ihrer Hilfe hofft der Verfasser späterhin vielleicht einmal die alten Saumpfade durchs Gebirge zu bestimmen.

Über den Wert der Wüstungen findet man in der Arbeit selbst einige Ausführungen. Hier nur noch ein paar Bemerkungen über die Wichtigkeit der abgegangenen Orte. Wüstungen haben eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Geschichte, besonders für die Sprach-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Erst mit ihrer Unterstützung kann man sich ein richtiges Bild von der kolonisatorischen Tätigkeit und von der Dichte der Besiedlung einer Zeit machen. Sie tragen zur Aufhellung früherer Besitzverhältnisse, zur Erläuterung von Urkunden, zur Bestimmung alter Flurgrenzen ebensowohl bei, wie sie uns von den Leiden und Nöten der Siedler im Kampfe ums Dasein berichten. Sie geben uns Kunde von dem Wüten der Naturgewalten, den Schrecken der Kriege, von wirtschaftlicher Bedrängnis, von der Mühe der Rodung, den Übergriffen von Rittern und Gutsherren. Sie können mitunter geradezu als sichtbares Zeichen einer niedergehenden Zeit angesehen werden. Die Urkunden schweigen meist über die genauere Ortslage der abgegangenen Siedlungen; hier kann oftmals der Volksmund helfen. Ja mitunter sind Wüstungen überhaupt nicht urkundlich, sondern nur mit Hilfe der volkskundlichen Überlieferung festzustellen.

Eine ideale Ortsgeschichte müßte das prächtige Wort von **Meitzen** zur Wahrheit machen und vor unsern Augen lebendig werden lassen: „Wir wandeln in jedem Dorfe gewissermaßen in den Ruinen der Vorzeit; und zwar in Ruinen, die an Alter die romantischen Trümmer der mittelalterlichen Burgen und Stadtmauern weit hinter sich lassen. Bei jedem Schritt, überall in Hof und Feld können wir Spuren der ältesten Anlage begegnen, und das Kartenbild der Besitzungen ist eine eigenartige Schrift, die uns Ideen und Zwecke der Begründer wie in Hieroglyphen lesbar übermittelt[1])“.

---

[1]) **Meitzen**, „Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen“, Bd. I, 1895, Seite 28.

I.

Größe, Grenzen; kurze geologische und orographische Schilderung des Schweidnitzer Gebirges; Wegsamkeit des Gebirges; Geologie und Orographie der Vorberge und Ebene. Hydrographische Übersicht. Das Fürstentum ist eine siedlungsgeographische Einheit.

(Mit einer Karte: Die Bodenertragsfähigkeit des Fürstentums.)

Das ehemalige Fürstentum Schweidnitz umfaßte ungefähr das Gebiet der heutigen Kreise Reichenbach, Schweidnitz, Striegau, Bolkenhain, Landeshut und Waldenburg. Nur der Kreis Striegau hat im Jahre 1817 eine wesentliche Umgestaltung im Osten und Norden erfahren. Während die Ortschaften Pitschen, Bockau, Eberndorf (ehemals zum Breslauer Fürstentum gehörig), Panzkau und Simsdorf (früher im Liegnitzer Fürstentum liegend), 1817 zum Striegauer Kreise neu hinzukamen, wurden die Gemeinden: Dambritsch, Obsendorf, Buchwald, Dietzdorf, Michelsdorf, Nieder- und Ober-Mois zum Neumarkter, die Ortschaft Poselwitz zum Liegnitzer Kreis geschlagen und vom Striegauer abgetrennt.

Wir betrachten bei unserer Untersuchung das Gebiet des Schweidnitzer Fürstentums vor 1817 und legen ihr zugrunde die Homannsche Karte, welche die Jahreszahl 1736 trägt.

Dieses Gebiet umfaßte einen Flächenraum von 2415,5 qkm. Es stellt im allgemeinen eine festgeschlossene Fläche dar, die nur im Norden halbinselförmig vorspringt. Ohne Zusammenhang mit der Masse des Fürstentums liegt die Flur der Ortschaft Poselwitz, die aber nur durch einen kleinen Streifen Liegnitzischen Landes vom Striegauer Kreise getrennt wird[1].

Natürliche Grenzen fehlen fast völlig, nur streckenweise hält sich im S., SW. und W. die Grenzlinie an die Wasserscheide. Im S. fällt die Grenze im westlichen Teile mit der Landesgrenze zusammen.

---

[1]) Die Ortschaften Taubnitz, Kreis Striegau, und Teichenau, Kreis Schweidnitz, waren ehemals kursächsische Lehngüter; sie wurden erst Anfang der 50er bzw. 80er Jahre des 18. Jahrhunderts preußisch. Da sie jedoch erst spät, wohl im 16. Jahrhundert, vom Schweidnitzer Fürstentum abgetrennt wurden, werden sie in der Arbeit mitberücksichtigt.

Das Schweidnitzer Fürstentum ist, geologisch betrachtet, durchaus kein einheitliches Gebiet. Es wird beherrscht von dem scharfen Gegensatz zwischen Gebirge und Ebene. Dieser Gegensatz hat sich auch in der Siedlungsgeschichte auf das allerdeutlichste bemerkbar gemacht. Wie wir sehen werden, ist der Mensch erst sehr spät als Siedler ins Gebirge vorgedrungen, und bis ins 12. und 13. Jahrhundert hinein blieb das Gebirge eine unbewohnte Urwaldlandschaft.

Da wir es vorwiegend als unsere Aufgabe betrachten, die altbesiedelten slawischen Gebiete abzugrenzen, können wir uns mit einer kurzen Skizze der Gebirgslandschaft begnügen[1]).

Aus dem westsudetischen Gebirgsflügel treten mit beherrschenden Höhen das Gneismassiv des Eulengebirges und Urgebirgsmassen vom Adler- und Riesengebirge hervor. Zwischen ihren drei Kämmen liegen sedimentäre Ablagerungen muldenförmig eingesenkt: die nordwestlich geöffnete Löwenberger, die südöstlich geöffnete Waldenburger Mulde.

Das Schweidnitzer Fürstentum erstreckte sich über den größten Teil des Gneismassives des Eulengebirges, über den nördlichen Teil der Waldenburger, über den südlichen Anteil der Löwenberger Mulde und berührte im Westen die östlichen Ausläufer des Riesengebirges.

Während Eulen- und Riesengebirge steil aus der Ebene aufsteigen und, wenig geschartet, selbst dem modernen Verkehr ernste Schwierigkeiten bereiten, bilden die sedimentären Ablagerungen zwischen ihnen ein leichteres Durchgangsgebiet. Wie eine gewaltige Mauer mit sanft geschwungener Kammlinie steigt das 38 km lange im wesentlichen von SO. nach NW. ziehende Eulengebirge aus der schlesischen Ebene auf, während nach der Waldenburger Mulde zu sein Abfall viel allmählicher erfolgt. Vom Silberberger Paß (561 m) anfangs schmal, dann 10 bis 12 km breit werdend, erhebt es sich in der Nähe seiner größten Breite in der Hohen Eule zu 1014 m Meereshöhe, um dann wieder niedriger zu werden und schließlich gegen das Weistritztal mit Höhen von 500 m abzubrechen. Jenseits dieses Tales nimmt das Gebirge einen plateauförmigen Charakter an und verschwindet in der Gegend von Salzbrunn unter dem Kulm.

Der Kulm wie das Karbon, das Rotliegende und die Kreide bilden in schalenförmiger Ablagerung die Waldenburger Mulde. Es nehmen die „älteren Gesteine im Querschnitt den tiefsten, im Horizontalbild den randlichen Platz ein und im innersten Kern der Mulde sind die jüngsten Schichten zu finden.“ (Partsch.)

---

[1]) Die geologische Skizze folgt hauptsächlich der Schilderung von Partsch („Schlesien“ Band I.) und Dathe und Wahnschaffe („Der Oderstrom“ Band I, Seite 58 ff.) Außerdem wurde auch andere Literatur benutzt.

Den äußersten Rand setzen die Ablagerungen des Kulm zusammen. Sie kommen südlich und südwestlich der Eule vor, überzogen aber vielleicht einstmals das ganze Gneismassiv, wie Kulmreste mitten im Eulengebirge bei Steinkunzendorf, Friedersdorf und Wüstewaltersdorf bezeugen. Nördlich von Hohengiersdorf bis nördlich von Freiburg bildet der Kulm den Gebirgsrand gegen die Ebene mit 400 m selten überschreitenden Höhen und engen Zugangstälern; er streicht dann in einem 7 bis 10 km breiten Streifen zum Bobertal herüber. Im Norden begrenzt ihn gegen die Löwenberger Mulde ein aus Ton- und Grünschiefern gebildeter Höhengürtel, der von Freiburg und Hohenfriedeberg westwärts streicht und in den Bleibergen bis zu 658 m emporsteigt. Im allgemeinen stellt das Kulmgebiet eine stark wellige Landschaft mit mäßig ansteigenden Bergrücken dar, die im Osten nur ausnahmsweise über 400 m aufragen (Vogelkippe 590 m), während sie nach Westen zu höher werden, in den Kulmhöhen am Sattelwald 600 m übersteigen und im Einsiedlerwald sogar 687 m („Kregler") erreichen. Inmitten des Kulmgebietes ragt die Porphyrmasse des Sattelwaldes (779 m) steil empor. Südwestlich des Bober läßt sich dann der Kulm in einem schmaler werdenden Streifen bis gegen die Boberquelle hin verfolgen. Im Osten erscheint er hier als scharfer, über 600 m Kammlinie sich erhebender Saum, der vom Bober zweimal durchschnitten wird. Den westlichen Außenrand haben südlich von Pfaffendorf Porphyrmassen durchbrochen (Bärberg 766 m).

Wie der Kulm größtenteils zum Schweidnitzer Fürstentum gehört, so liegt auch der nächste innere Gürtel der Mulde: die produktive Steinkohlenformation, vorwiegend in diesem Landgebiete. Die Kohlenzone betritt bei Eckersdorf die Waldenburger Mulde, begleitet den Westrand des Eulengebirges in schmalem Streifen, erreicht bei Waldenburg 7 bis 8 km Breite und zieht dann in schmalerem Bogen über Landeshut nach Schatzlar und, von hier sich noch mehr verengend, nach Hronow und Straußenei. Das obere Karbon zeigt meist eine schwach wellige, 400 bis 470 m hohe Oberfläche und bildet nur selten steilere Rücken wie die Höhen zwischen Dittersbach und Fellhammer (Birkberg 612 m). Rings um Waldenburg erhöhen kleinere und größere Porphyrdurchbrüche die Mannigfaltigkeit des Reliefs. Westlich der Stadt steigt der Hochwald[1]) machtvoll empor (834 m), östlich zeigt ein von den Butterbergen bis Donnerau reichender Zug besonders im südlichen Teil schroffe Höhen (Schwarzer Berg 848 m).

[1]) Nach Ansicht von Dathe u. Fr. Frech ist der Hochwald ein Lakkolith. [Frech „Lethaea palaeozoica", II. (Schlußlieferung) Übersichtstabelle IV, Seite 668 (1902)].

Nach dem Innern der Mulde zu folgt die teilweise sehr mächtige und ausgedehnte Formation des Rotliegenden, die sich, in mehrere Stufen gliedernd, vorwiegend aus rot gefärbten Konglomeraten, rotbraunen Sandsteinen, roten und grauschwarzen Schiefertonen zusammensetzt. Der Zug beginnt westlich und nördlich von Glatz, erreicht um Wünschelburg und Neurode fast 18 km Breite, wird dann aber durch einen geschlossenen Porphyr- und Melaphyrgürtel in zwei Teile geschieden. Der nördlichere schmälere betritt bei Neu-Wüstegiersdorf das Schweidnitzer Fürstentum, erreicht bei Landeshut den nördlichsten Punkt und läuft dann südwärts nach Liebau. Die breitere Zone berührt die Orte Braunau, Friedland, grüss. Hermsdorf, preuß. Albendorf, von wo aus sie sich westlich und südöstlich noch weiter in großer Ausdehnung verfolgen läßt. Das Rotliegende zeigt sanfte Landschaftsformen; es ist ein schwach welliges Land mit ziemlich fruchtbarem Boden.

In schroffem Gegensatz zu Karbon und Rotliegenden steht der äußerst steile, quellenarme, im Mittel 700 m hohe und fast unbesiedelte Ring des (schon erwähnten) Porphyr- und Melaphyrzugs, der das Rotliegende durchbrochen hat oder Decken zwischen den Schichten des Rotliegenden bildete und wegen seiner schweren Zerstörbarkeit kräftig aus der abgetragenen Landoberfläche heraus erodiert worden ist.

Bereits südlich der Steine, westlich von Glatz, tritt der letzte südliche Ausläufer des Zuges auf, aber erst nördlich dieses Flusses nimmt er an Mächtigkeit zu, um zwischen Friedland und Donnerau seine größte Breite zu erreichen. Seine bedeutenden Erhebungen und seine Geschlossenheit befähigten ihn zum Träger der Landesgrenze von Tunkendorf bis in Friedlands Nähe. Westlich der einzigen Fahrstraße, welche diesen Gebirgsabschnitt überschreitet, wird das Gebirge durch das Dreiwassertal in zwei Kämme gespalten; der nördliche gipfelt im Langen Berge (902 m), der südliche im Spitzberg (879 m). Beim Zusammenschluß beider Ketten erscheint der 936 m hohe Heidelberg als ansehnlichste Erhebung des Waldenburger Beckens. Mit dem spitzen Kegel des Storchberges (840,5 m) bricht der östliche Teil des Porphyrgürtels gegen die Steine ab.

Von hier bis zum nördlichsten Punkt des Bogens, bei Landeshut, nimmt der anfangs noch 700—800 m hohe Zug (Gr. Heide 855 m) allmählich an Höhe und Breite ab (Forstberg 650 m). Südöstlich von Landeshut biegt der Gürtel scharf nach Süden um und wird alsbald vom Ziederbach durchschnitten. Südlich dieser wichtigen Verkehrspforte streben die Porphyrberge wieder empor und stellen im Rabengebirge südlich von Liebau (Spitzberg 879 m) einen schwer überschreitbaren stattlichen Gebirgskamm dar, an den sich die Landesgrenze zwischen grüss. Dittersbach bis preuß. Albendorf anschließt.

An dem Kern der Mulde, den Ablagerungen der oberen Kreideformation, ist das Schweidnitzer Fürstentum nur wenig und zwar an seinen nördlichsten Ausläufern beteiligt. Die obere Kreide ist in drei Gliedern stufenförmig in beinahe horizontaler Lagerung entwickelt.

Der untere Quader bricht zwischen Albendorf, Kreis Landeshut, und Göhlenau in so steiler Stufe gegen das Rotliegende ab, daß ihm auch die Landesgrenze folgt (Grüner Berg 701 m), während er sich nach dem Innern des Beckens sanfter herabsenkt zu einer aus mergligen Plänerschichten bestehenden Hügellandschaft, über die sich dann die steil abbrechende Felsenstufe des oberen Quader erhebt.

Zwischen Schömberg und Grüssau hat sich eine kleine Kreidemulde entwickelt. Ihr ungefähr 600 m hoher Außenrand wird auch hier durch den unteren Quader gebildet und über ihm lagern Pläner und oberer Quader, ohne daß letzterer allzuscharf abfallend hervortritt.

Wie wir im Waldenburger Bergland eine muldenförmige Ablagerung der Gesteine verfolgen konnten, so ist auch im Bober-Katzbachgebirge eine wenn auch nicht so deutlich erkennbare nordwestlich geöffnete Muldenform in der Gesteinsfolgebemerkbar. Von den hier in Betracht kommenden Ablagerungen des silurischen Schiefers, des Rotliegenden, des Zechsteins, des Buntsandsteins und des Muschelkalks hat unser Gebiet nur an den beiden erstgenannten Gliedern Anteil.

Die Grenze zwischen der Waldenburger und Löwenberger Mulde haben wir früher kurz erwähnt. Die Striegau—Bolkenhain—Hirschberger Straße scheidet den Grenzzug von einem Tonschieferrücken, der mit ihm durch den Nimmersatter Berg (Großer Hau 675 m) verbunden ist. Östlich von ihm liegen zwei von der Wütenden Neiße durchschnittene Sandsteinbecken des Rotliegenden, von denen das östliche zwischen Ober-Baumgarten und Falkenberg eine 9 km lange Achse erreicht und zwischen Kauder und Falkenberg die Grenze gegen die Diluvialebene bildet. Zwischen den beiden Sandsteinbecken bricht die Neiße in einer Enge durch, über der die Tonschieferhöhen der Bolkoburg emporragen. Nordöstlich von ihr dehnt sich ein kleiner Porphyrstock aus, an dessen südlichem Abbruch die alte ehemalige Kastellanei Suini (Schweinhaus) gelegen ist.

Das Bolkenhainer Tonschiefergebiet ist ein schwach hügliges Land mit Höhen von meist 400 m, das durch die ziemlich breiten Täler der Wütenden und Kleinen Neiße frühzeitig der Besiedlung erschlossen wurde.

Im Westen der Waldenburger Mulde greift noch das Schweidnitzer Land auf das Riesengebirge über. Von diesem höchsten, dem Verkehr überaus feindlichen Gebirge Schlesiens beteiligt sich unser Gebiet nur an den Abhängen

des Landeshuter Kammes, der den Kulmzug des Waldenburger Beckens in nordöstlichem Streichen begleitet, und dem nördlichen Rehorngebirge, das sich südlich von dem Paß der Grenzbauden erstreckt. Die Glimmerschiefer des Rehorngebirges bilden westlich von Oppau und städt. Hermsdorf die Wasserscheide und Landesgrenze (Hoher Berg 1055 m). Noch höher aber steigt ein westlicher Gneiszug auf, der nahe an Schlesiens Grenze im Kolbenberge eine Höhe von 1189 m erreicht. Nördlich streicht vom Passe der Grenzbauden bis zum Boberdurchbruch der Landeshuter Kamm, ein breiter, 7 bis 800 m hoher Rücken. Er ist vorwiegend aus Granitit, Hornblende- und Glimmerschiefer aufgebaut. Nördlich der Straße Landeshut—Schmiedeberg bildet Granitit den Hauptkamm (Friesensteine 940 m). Den Ostabhang des Landeshuter- und Rehorngebirges nehmen zwischen Kupferberg und Kunzendorf, Kreis Landeshut, Hornblendeschiefer ein.

Wegsamkeit des Gebirges[1]).

Im Gebirgsbau sahen wir drei Züge vor allen andern den Verkehr bestimmen. Das Eulengebirge, der Porphyr- und Melaphyrzug des Waldenburger Beckens und das Riesengebirge bilden ernste Verkehrshindernisse. Der Porphyrgürtel ist aber zweimal, durch den Ziederbach unweit Landeshut und durch die Steine oberhalb von Friedland, durchsägt worden.

Zwischen Eulengebirge und Riesengebirge liegend, stellte das Waldenburger Becken seit uralter Zeit ein Durchgangsgebiet dar, das aber erst mit Beginn der deutschen Einwanderung erhöhte Bedeutung erlangen sollte.

Der wichtigste Verkehrsweg geht durch die Landeshuter Pforte. Ohne die verkehrsfeindlichen drei Züge zu berühren, verläuft er von Böhmen nach Schlesien, vom Aupa- zum Bobertal, von Trautenau nach Landeshut. Vom Bober können Straßen ohne Schwierigkeit entweder ins Tal der Katzbach nach Schönau oder ins Tal der Wütenden Neiße nach Bolkenhain-Jauer oder Striegau, oder ins Tal des Striegauer Wassers nach Hohenfriedeberg-Striegau oder nach Freiburg laufen. Nach Landeshut zielt auch eine Straße von Glatz den Steinelauf aufwärts über Braunau und Friedland zum Ziederbache. Von Bedeutung ist auch der Durchschnitt des Porphyrzuges durch die Steine bei Friedland geworden, von dem eine wichtige Straße über Waldenburg nach Freiburg und Schweidnitz geht. Freilich hat sie schon durch die südwestlich von Waldenburg steil aufgerichteten Kulmschichten einen ziemlich hohen Paß zu überwinden (Paß von Alt-Hain 650 m).

---

[1]) Näheres siehe bei Fox, „Die Pässe der Sudeten . . .“, in Forschungen zur deutsch. Landes- und Volkskunde, Band XIII, 1900.

Von den zahlreichen Straßen des Waldenburger und Löwenberger Berglandes mögen hier nur noch die Schweidnitz—Braunauer Straße, welche durch das Eulengebirge dem Weistritztale aufwärts folgt und im Johannesberger Paß (680 m) das Porphyrgebirge überschreitet, und die wichtigen Verbindungswege zwischen der Ebene um Striegau nach dem Hirschberger Kessel (Striegau und Hohenfriedeberg über Bolkenhain nach Hirschberg) Erwähnung finden.

Vorberge und Ebene.

Eine Linie Silberberg—Ober-Langenbielau—Ober-Peterswaldau—Mittel-Leutmannsdorf—Burkersdorf—Ober-Kunzendorf—Freiburg—Hohenfriedeberg—Kauder—Falkenberg—Kolbnitz bezeichnet die Grenze zwischen dem Bruchrand des Gebirges und der Diluvialebene.

Das Gebirge tritt aber auch noch in der Ebene inselartig auf. Die alte Eulengebirgsscholle läßt sich ziemlich weit östlich verfolgen. Sie wird nördlich durch das Striegauer Wasser, östlich durch eine Linie, welche die Orte Ingramsdorf—Zobten—Strehlen und Grottkau verbindet, südlich durch die Glatzer Neiße begrenzt. Überall herrscht auch hier ein nordöstliches Streichen vor.

Gneise setzen die südlichen und östlichen Hügel des Reichenbacher Kreises zusammen und zwischen ihnen und dem Gebirge erscheint das Tal der Peile muldenförmig eingesenkt. In der Nähe des Eulengebirges überschreiten einzelne Hügel noch die Höhe von 400 m (Wenzelkoppe 473 m) und zu ähnlichen Erhebungen steigen auch die Gneishöhen zwischen Reichenbach und Nimptsch an (Verlorener Berg 428 m, Guhlwald 407 m). Einzelne niedrige Gneiskuppen liegen abseits an der Peile zwischen Reichenbach und Creisau (Windmühlenberge 278 m) und nördlich des Zobten.

Im Norden des Guhlwaldes findet die Hügelreihe eine Fortsetzung in dem mächtigen schlesischen Vorgebirge des Zobten. Die Hauptmasse des Gebirges wird aus Gabbro gebildet und gipfelt im Zobten (718 m); südlich und östlich wird sie begleitet von einem Kranz von Serpentinbergen zwischen Jordansmühl—Naselwitz und Goglau. Auch sie erreichen noch ansehnliche Höhen in den Ölsnerbergen 382 m, im Geiersberge 573 m, im Költschenberge 466 m.

Am Westabhange des Zobten und in einzelnen niedrigen Höhen zwischen Schweidnitz und Ingramsdorf tritt Granit zutage, der jünger als der Gabbro zu sein scheint.

Nördlich von Ingramsdorf leitet die Tonschiefermasse des Pitschenberges (273 m) über zu dem Striegauer Hügelland, das in seinem östlichen Teile zwischen Järischau und Mertschütz, zwischen Weidelache und Leisebach ein

ziemlich ausgedehntes schwachwelliges Tonschiefergebiet darstellt, dessen Unterlage Gneise zu bilden scheinen (Beerberg 288 m).

Im Südwesten der Tonschieferhöhen ist Granit in geringer Ausdehnung verbreitet (Streitberg 349 m, Järischauer Berge 275 m); getrennt durch den Paß von Streit und Rosen tritt er aber in der Striegauer Granitinsel in größerer Mächtigkeit auf, von kleinen Basaltkuppen durchbrochen (Kreuzberg 353 m, Breiter Berg 340 m).

Das Tertiär ist in Form von Tonen, Sanden und Braunkohlenflözen um Konradswaldau, Saarau, Puschkau und nördlich des Striegauer Wassers um Laasan, Rauske und Beckern entwickelt, ist aber erst in neuester Zeit wirtschaftlich bedeutungsvoll geworden.

Die Vorstufen der Sudeten werden im Schweidnitzer Gebiete fast überall von einer Decke diluvialen Geschiebelehms nebst diluvialen Kiesen und Sanden überlagert. Der diluviale Geschiebelehm, der auch an zahlreichen Stellen inmitten des Gebirges vorkommt, überzieht auch das ebene schwachwellige Land. Der Lehm ist mehr oder weniger steinig oder feintonig, meist aber von milder Beschaffenheit, von hellgelber bis grauer und brauner Farbe. Sogenannte Schwarzerde, ein dunkler humoser fettiger Lehm, tritt in unserm Gebiet nur in ganz geringer Ausdehnung im nordöstlichsten Zipfel des Fürstentums um Mörschelwitz — Michelsdorf auf. Zwischen den Striegauer Bergen und dem Gebirge kommt ein sehr fetter lehmiger Ton vor; längs des Eulengebirges aber erstreckt sich ein 4 bis 5 km breiter Streifen von diluvialen Gebirgsschottern und -Lehmen, der als ein System von Schuttkegeln aufzufassen ist. Wo anstehendes Gestein vorhanden ist, ist es meist mit einem lehmigen, oft mit einzelnen Steinen gemischten Verwitterungsboden überzogen. Wahnschaffe und Dathe stellten das Vorkommen von Löß in dem Hügellande namentlich südlich und östlich des Zobten fest. Mitunter zeigt aber auch der Lehm im Flachlande an seiner Oberfläche eine so feine mehlige Beschaffenheit, daß eine Vermischung des Zersetzungsproduktes nordischen Geschiebes mit Löß nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist.

Das Alluvium ist nur in geringer Ausdehnung in unserm Gebiet vorhanden. Es beschränkt sich auf die Rinnen der Flüsse und Bäche und auf kleine Einsenkungen in der Ebene und erreicht eine ansehnliche Verbreitung nur in den breiten Talauen der Weistritz. Es tritt meist als feiner Lehm auf.

Die Lehme der Ebene besitzen eine großenteils überaus hervorragende Fruchtbarkeit. Die Bodengüte wird durch eine Karte näher erläutert. Da für die ältere Besiedlung der heutige durch Melioration stark in seiner Ertragsfähigkeit veränderte Boden wenig in Betracht kommt, wurden Kataster-Akten

aus älterer Zeit herangezogen[1]) Bei der Anfertigung der beiliegenden Karte wurden die „revidierten" Anschläge des „Cataster secundae revisionis" aus den Jahren 1748 und 1749 zugrunde gelegt.

Ein Blick auf die Karte zeigt auch hier den scharfen Gegensatz zwischen Gebirge und Ebene. Die Ebene ist fast durchweg recht fruchtbar; sie bringt fast überall 4¼ bis 4½ Korn. In der Umgebung der Wütenden Neiße, des Striegauer Wassers mit der Polsnitz, um die Weistritz und das Schwarzwasser ist der Boden vorzüglich und zum Teil auf 4¾ bis 5½ Korn katastriert. Das Gebirge ist nur teilweise anbaufähig und erreicht höchstens Erträge von 4¼ bis 4½ Korn. Und auch diese Gebiete sind wesentlich beschränkt auf die Umgebung von Bolkenhain und östlich von Waldenburg. Sonst sind die Gebirgsböden auf 3 bis 4 Korn veranschlagt und werden in den Akten als Ackerland von „schlechter, geringer oder mehr geringer als mittlerer Beschaffenheit" bezeichnet. Trotzdem besonders die Verwitterungskrumen der Gebiete des Rotliegenden und Tonschiefers leidlich ertragreich wären, wird ihre Güte durch die Ungunst des Klimas, Überschwemmungen und Abspülungen an steilen Hängen, in engen Tälern wesentlich eingeschränkt. Zumeist aber sind die Gebirgsböden flachgründig, steinig, oft quellig und leiden an Ausfrieren.

Durch die Vorstufen der Mittelsudeten wird die Ebene in eine Anzahl Höhenstufen gegliedert. Die Horizontale von 300 m stimmt in ihrem Verlaufe von Klonitz bis Leutmannsdorf fast mit der Grenzlinie zwischen Diluvium und Gebirge überein. Von Leutmannsdorf aus entfernt sie sich etwas vom Gebirge, schwenkt bei Langenbielau nach O., bei Mittel-Peilau nach N. um und schließt, bei Stoschendorf nach S. biegend, die Höhen des Guhlwaldes und die Girlachsdorfer- und Schobergrunder Höhen ein. Über 300 m steigt das Zobtengebirge mit Geiersberg und Ölsnerbergen sowie der Költschenberg an. Auch einzelne Erhebungen der Striegauer Berge liegen über 300 m.

Die 250 m Linie verläuft in 2 bis 5 km Entfernung fast parallel zur 300 m Linie, erreicht aber schon zwischen Neudorf und Reichenbach die Peile, wodurch sich der Abstand beider Horizontalen streckenweis erweitert. Am

---

[1]) Die Akten der Kreise Striegau, Schweidnitz, Reichenbach und Waldenburg befinden sich auf dem Kataster-Archiv der Kgl. Regierung zu Breslau, die Akten der Kreise Neumarkt, Bolkenhain und Landeshut auf dem der Kgl. Regierung zu Liegnitz. Für eine Anzahl Ortschaften im Striegauer Kreise waren nur Landgemeindeveranschlagungen zu finden, während die Gutsbezirke fehlten. Eine Kontrolle gewährte Richter: „Histor.-topograph. Beschreibung des Striegauer Kreises", Striegau 1829.

Guhlwald nähern sich beide wieder und kommen sich an der Ostseite dieses Berges sehr nahe. Die 250 m Linie umzieht dann den Költschenberg in naher, das Zobtengebirge in noch näherer Entfernung. Einzelne Hügel an der Peile und um Striegau werden von ihr umzogen.

Die Horizontale von 200 m geht zunächst nahe im Osten der Striegauer Berge entlang, entfernt sich dann von ihnen und zieht im Bogen über Rauske—Laasan — Grunau — Saarau — Freudenthal — Rotkirschdorf — Schmellwitz nach Käntchen, um bei Qualkau nahe an den Zobten zu kommen, von wo sie der 250 m Linie ziemlich nahe bleibt. Eine Anzahl kleine Erhebungen um Raaben und südlich von Domanze erreichen noch 200 m.

Die 150 m Horizontale geht nur durch den äußersten N. und NO. unseres Gebietes. In der Neumarkter Gegend liegen einige Täler noch tiefer.

Hydrographische Übersicht.

Auch in hydrographischer Hinsicht[1]) ist das Fürstentum Schweidnitz kein einheitliches Gebiet. Es ist, von einer kleinen Ausnahme abgesehen (Albendorfer Wasser), dem Odersystem tributpflichtig, und zwar kommen von ihren linken Nebenflüssen die Glatzer Neiße, die Lohe, die Weistritz, der Leisebach, die Katzbach und der Bober in Betracht.

Die Steine, der wichtigste linke Nebenfluß der Glatzer Neiße, entspringt (732 m) oberhalb von Steinau im Gebiet des oberen Karbon, fließt in vorwiegend südwestlicher Richtung durch das Rotliegende, sägt sich durch den Porphyr- und Melaphyrzug, biegt dann bei Friedland nach SO. um und verläßt, im Rotliegenden fließend, preußisches Gebiet. Zu beiden Seiten empfängt sie kleine Wildbäche.

Zum Lohegebiet gehören nur einige kleinere linke Quellbäche, die auf den östlichen Gneisbergen des Reichenbacher Kreises entspringen (Höllenbach, Krummer Bach). Von den Serpentinbergen des Zobtengebirges kommen Langenölser Bach und Langenölser Wasser herab.

Der größte Teil des Schweidnitzer Landes (fast 3/5) wird vom Weistritzsystem entwässert, dessen Hauptachse nordöstliche Richtung zeigt. Die Weistritz selbst entspringt 580 m hoch im Beutengrund am Porphyrgebirge, fließt in engem Tale nordwestlich bis Tannhausen und durchschneidet das ganze Eulengebirgsmassiv in einem tiefen Durchbruchstale, um bei Burkersdorf die Ebene zu betreten. Im Gebirge empfängt sie zahlreiche kleine wasserreiche Wildbäche. In der Ebene wird ihr Tal besonders zwischen Rotkirschdorf und Kapsdorf stellenweise sehr breit. Bei Schweidnitz empfängt sie das Bögendorfer Wasser

---

[1]) „Der Oderstrom", Band II. 1896.

von links; von rechts mündet unterhalb der Kreisstadt die Peile ein. Dieser 58 km lange Bach entwässert das Ländchen zwischen dem Eulengebirge und den südlichen und östlichen Gneishügeln des Reichenbacher Kreises, in dessen Südost-Ecke sie entspringt. Ihre nordwestliche Hauptrichtung verläßt sie bei Jacobsdorf, von wo sie parallel zum Haupttal fließt. Links stürzen kleine Gebirgsbäche vom Eulengebirge herab, rechts zeigt der Hahnbach stärkeres, der Faulebach nur sehr geringes Gefälle.

Bei Würben mündet in die Weistritz von links das mit ihr parallel fließende Zülzendorfer Wasser, oberhalb von Kanth von rechts das wichtigere Schwarzwasser ein. Die Quellen dieses Baches (Schwarzwasser und Silsterwitzer Wasser) liegen nahe beieinander zu beiden Seiten des Geiersberges; sie umfließen dann das Zobtengebirge und vereinigen sich bei Altenburg; das Schwarzwasser fließt von hier in nordwestlicher Richtung in Windungen zur Weistritz.

Schon lange, nachdem es das Schweidnitzer Land verlassen hat, mündet bei Romberg das 81 km lange Striegauer Wasser von links in die Weistritz ein. Dieser linke Hauptnebenfluß greift tief mit seinen Quellen ins Gebirge ein. Er entspringt bei Neu-Reichenau am Sattelwald (480 m) und durchschneidet das Kulm- und Tonschiefergebiet, das er bei Hohenfriedeberg verläßt. Das Striegauer Wasser zeigt ebenfalls eine vorwiegend nordöstlich gerichtete Achse. Während es von links wenig bedeutende Bäche empfängt, nimmt es rechts die wichtigeren Zuflüsse des Zeißbach, des Schwarzbach und unterhalb der Kreisstadt Striegau die Polsnitz auf. Die Polsnitz hat ihre Quelle an den Kulmhöhen des Alt-Hainer Passes (660 m) und fließt mit starkem Gefälle (11,4 %) 40 km lang in nordöstlicher, nur zwischen Neu-Jauernig und Stanowitz in nordwestlicher Richtung. Nachdem sie in enger Schlucht das Kulmgebiet durchschnitten hat, betritt sie bei Freiburg die Ebene. Im Gebirge eilt in tiefem Erosionstal der Salzbach von links zur Polsnitz, die in der Ebene von rechts das Arnsdorfer Wasser aufnimmt und bei Grunau ins Striegauer Wasser einmündet.

Der nördliche Teil des Striegauer Kreises wird durch den Leisebach entwässert, der an der Tonschieferschwelle bei Ober-Gutschdorf (202 m hoch) entspringt und in nördlicher Richtung in mannigfachen Windungen bei Maltsch in die Oder einmündet. Von rechts empfängt er den Tschammergraben bei Nieder-Mois.

Am Katzbachgebiet ist das Schweidnitzer Fürstentum nur mit einigen rechten Quellflüssen beteiligt. Die Tonschiefer und das Rotliegende des Bolkenhainer Kreises durchschneiden der Lauterbach und die Wütende Neisse mit

der Kleinen Neiße. Westlich von Thomasdorf (540 m hoch) entspringt die Wütende Neiße, hält im Gebirge nordöstliche Richtung inne, um dann bei Bohrau-Seiffersdorf, kurz vor Vereinigung mit der Kleinen Neiße nordwestlich am Gebirge entlang zu ziehen.

Das südwestliche Gebirgsland ist dem Bober tributpflichtig, dessen Tal hier meist ziemlich breit ist. Seine Quellen liegen am Rehorngebirge, beim Dorfe Bober (780 m). Er fließt fast durchweg in unserm Gebiet in dem Kulmgürtel, dessen östlichen Steilrand er zweimal durchbricht. Seine Hauptrichtung ist bis Krausendorf die nordöstliche, welche er hier mit einer nordwestlichen vertauscht. Links wird er durch kleine reißende Bäche (Goldbach, Schweinlich, Abs), von rechts durch das Schwarzwasser und die größeren Bäche des Ziederbaches und der Lässig verstärkt. Der Ziederbach entspringt am Sandsteingebirge unweit von Voigtsdorf, fließt in vorwiegend nördlicher Richtung und mündet, nachdem er die Gürtel der Waldenburger Mulde durchquert hat, bei Landeshut in den Bober. Unterhalb der Kreisstadt fällt auch der Lässigbach in den Hauptfluß. Seine Quellen liegen nahe am Ursprung der Glatzer Steine; sein Lauf zeigt hauptsächlich nordwestliche Richtung.

Wenn wir auch im Schweidnitzer Fürstentum in hydrographischer, orographischer und geologischer Beziehung durchaus keine geographische Einheit vorfanden, so berechtigt uns doch seine Jahrhunderte lange selbständige historische Entwicklung, das Gebiet als eine siedlungsgeographische Einheit aufzufassen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts[1]) bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist der Umfang des Schweidnitzer Landes ein fast unveränderter gewesen.[2])

Unzweifelhaft darf man bei einer siedlungsgeographischen Arbeit zunächst historisch ethnographische Faktoren und dann erst geographische Gesichtspunkte berücksichtigen. „Am Anfang steht die Volkszahl, der Kulturzustand und die kolonisatorische Kraft der Siedler. Wenn diese zuerst nur potentielle Energie sich in kinetische und damit in „Bewegung“ (im Sinne Ratzels) umwandelt, tritt sie sofort in die engste Beziehung zum Boden, und dessen Formen beeinflussen nun den Verlauf der Bewegung. Namentlich sind es die von der Natur gegebenen Linien größerer Bewegungsmöglichkeit, die ihr die Richtung

[1]) Eine kurze Übersicht über seine Entstehung bietet Konrad Kretschmer, „Histor. Geographie von Mitteleuropa“, 1904, Seite 343 f.

[2]) Über die Grenzverschiebungen zwischen dem Fürstentum Schweidnitz und Böhmen siehe den Exkurs im Anhang.

anweisen. Zur Fixierung der Siedlungen selbst genügen die Faktoren aber nicht; es treten andere als wirksam hinzu, die nicht in der Landesnatur begründet sind, sondern vom Menschen ausgehen. Volkssitte und geschichtliche Verhältnisse bestimmen — weit mehr als unmittelbare Zweckmäßigkeitserwägungen — die Größe der Wohn- und Wirtschaftsgruppen vom Einzelhof bis zum geschlossenen Dorf beträchtlichen Umfangs, und mit ihr steht die gegenseitige Entfernung der Wohnplätze oder die Dichtigkeit des Ansiedlungsnetzes in unmittelbarem Zusammenhang. Erst unter dieser Voraussetzung machen sich dann von neuem geographische Motive geltend, die nun den einzelnen Orten ihren ganz bestimmten Platz anweisen"[1]).

Sicherlich eignet sich das Schweidnitzer Gebiet mit seiner Gegensätzlichkeit von Ebene und Gebirge vortrefflich für eine systematische Behandlung schlesischer Siedlungskunde in slawischer Zeit. Außerdem stehen einer kartographischen Abgrenzung zwischen Siedlungen deutschen und slawischen Ursprungs im Fürstentum Schweidnitz viel geringere Schwierigkeiten gegenüber wie in anderen, besonders rechts der Oder gelegenen schlesischen Landesteilen. Bei der geringen Bevölkerungsdichte in slawischer Zeit, bei dem überaus schnellen Vordringen des Deutschtums im 13. und 14. Jahrhundert ist eine Neugründung slawischer Ortschaften, eine slawische Kolonisation nach dem Einzuge deutscher Einwanderer so gut wie ausgeschlossen und urkundlich nicht nachweisbar. Es ist also in unserem Gebiet **nicht** wie in andern schlesischen Fürstentümern der Fall eingetreten, daß tatsächlich den Bewohnern nach slawische Orte einen deutschen Namen tragen (den sie durch Aussetzung zu deutschem Recht erlangt haben), oder gar, daß einst deutsche Orte wieder von Slawen besetzt worden sind.

II.

Die prähistorische Zeit.

(Mit einer Karte.)

Eine Karte der prähistorischen Funde ist von erheblicher Wichtigkeit für die Siedlungsgeschichte der Vorzeit.

Die alten Völkerstämme haben in unserem Gebiete wahrscheinlich als nomadisierende Hirten gelebt. Noch die Germanen Cäsars waren halbe Nomaden, deren Haupttätigkeit in Viehzucht bestand, und die nur nebenbei einen oberflächlichen Ackerbau betrieben haben[2]). Die zuweilen ausgedehnten

[1]) Otto Schlüter, „Die Siedlungen im nordöstlichen Thüringen", Berlin 1903, Seite 244.
[2]) Wimmer, „Geschichte des deutschen Bodens", 1905, Seite 4 f.

Gräberfunde beweisen aber zur Genüge, daß oft ein längeres Weilen an einem Orte stattgefunden haben muß und bereits der Übergang zur Seßhaftigkeit vorhanden war.

Die vorgeschichtlichen Völker haben im allgemeinen in Deutschland bereits kleine Flächen vorgefunden und besetzt, die, mit steppenartigem Grasland oder Heide bedeckt, ihrem Vieh genügend Nahrung boten[1]).

Das Steppenland hat aber sicherlich in unserm Arbeitsfelde keine große Rolle gespielt; dagegen muß der Wald als die „ursprünglich vorwaltende Vegetationsart" angesehen werden[2]).

An eine Waldrodung kann bei einem Nomadenvolke nicht gedacht werden; sie setzt bereits eine hohe Kultur voraus.

Selbst der geschlossene Urwaldbestand ist aber nirgends völlig lückenlos: Flüsse, Sümpfe, Seen, Heiden, Schnee- und Windbruch, in sandigen Gegenden die Ortsteinbildung, erzeugen Lichtungen. Der Biber reißt Lücken in die Wälder; Insekten vernichten an manchen Stellen den Baumwuchs und ein vom Blitz entfesselter Waldbrand läßt zeitweise öde, baumleere Stellen zurück[3]).

In diesen natürlichen Waldlichtungen war die Möglichkeit für eine erste Ansiedlung gegeben. Besonders mag an den Flußläufen entlang und in Teilen der Ebene sich nicht ein dichter Urwald, sondern eine lichtere Hain- und Vor-

---

[1]) Gradmann, „Beziehungen zwischen Pflanzengeographie und Siedlungsgeschichte", Geographische Zeitschrift (Hettner), 1906, Juniheft.

[2]) Partsch, „Schlesien", I., Seite 263 f.

[3]) Ratzel, „Anthropogeographie", I. Aufl., Band II, Seite 126.

W. Schulte, „Der Holzbau in Schlesien"; Oberschlesische Heimat, 1907, III. Jahrgang, 2. Heft, Seite 81 ff.

M. Treblin, „Die Bedeutung des Ortsnamens Gola"; Zeitschrift Oberschlesien, 1906, Juniheft, Seite 170 ff.

„Hochmoore können dadurch, daß der sie umgebende Sphagnumgürtel sich allmählich ausdehnt, immer weiter um sich greifen und sogar in Wälder eindringen und deren Baumstämme zum Absterben bringen." (E. Kayser, „Lehrbuch der Allgemeinen Geologie", 1905, 2. Aufl., Seite 465.)

Über die Verdrängung des Waldes durch Heidepflanzen unterrichtet Francé, „Das Leben der Pflanze", I, 78 ff.

Die Tätigkeit des Bibers schildert Bölsche („Von Sonnen und Sonnenstäubchen", 1904, Seite 306) folgendermaßen:

„Der Biber ist das Tier, dessen Kulturarbeit im großen imstande ist, eine Landschaft umzugestalten. Er baut Dämme, die mehrere 100 m lang und 3 m hoch sind, wenn man ihn ungestört läßt. Mit solchen Dämmen verändert er nach seinen Wünschen das Niveau des Wassers. Bäche verwandelt er in Teichreihen, an deren Ufer sich Moore bilden. Den wilden Urwald durchsetzt er mit weiten Lichtungen, indem er mannsdicke Stämme einen um den andern fällt und in Stücke zerschneidet. Und aus dem Teich läßt er dann durch eigene Neuarbeit die Biberstadt erstehen, kuppelförmige Wohnhäuser mit Gesellschafts- und Vorratsräumen auf Pfahlbaurosten."

holzformation entwickelt haben, die es auch schon den prähistorischen Menschen gestattete, festen Fuß zu fassen (vgl. die Orte Haidau, Kr. Striegau, und Schönheide, Kr. Frankenstein).

Es kommt für unsere Untersuchung nicht darauf an, die prähistorischen Funde nach Alter und Aussehen zu bestimmen[1]). Für unsere Zwecke genügt es, die Hauptverbreitungsgebiete prähistorischer Fundstellen und damit zugleich die ältesten besiedelten Gebiete festzustellen.

Die vorgeschichtlichen Siedlungsstriche treffen wir fast ausschließlich in der fruchtbaren Ebene an, während das Gebirge wegen seines rauhen Klimas, seines dichten Urwaldbestandes und seiner schweren Zugänglichkeit durch enge von Wildbächen durchzogene Täler von den Nomaden gemieden worden ist.

Besonders zahlreiche prähistorische Altertümer sind in der Nähe von Flußläufen in der Ebene ausgegraben worden. Deutlich kann man einige Hauptfundgebiete unterscheiden.

Im Striegauer und Schweidnitzer Kreise finden sich die Fundstellen fast über die ganze Ebene verstreut. Sie drängen sich besonders eng um den Leisebach, das Striegauer Wasser, die Weistritz, das Schwarzwasser und den Zobten zusammen.

Dagegen erscheint der Reichenbacher Kreis in prähistorischer Zeit nur wenig besiedelt. Größere Funde sind hier nur im Nordosten ausgegraben worden. An der Peile kommen einige kleinere Fundstellen vor[2]).

Wenige Fundstätten verzeichnet die Karte auch im Gebirge; doch handelt es sich hier ebenfalls nur um Einzelfunde[3]). Diese Einzelfunde sind für unsere Untersuchung nur von geringem Werte. Sie sprechen durchaus nicht etwa für eine Ansiedlung prähistorischer Menschen im Gebirge. Wie leicht konnte ein einzelner Jäger, Hirte oder Holzfäller sein Werkzeug oder seinen Schmuck verlieren!

Sehr auffällig und wichtig ist dagegen eine Fundstätte im Waldenburger

---

[1]) Eine Sichtung der Funde müßte erst von sachkundiger Hand vorgenommen werden. Die Karte unterscheidet nur größere Fundstellen und Einzelfunde. Die Fundstellen sind oft unsicher; sie sind nach Angaben der Akten und Meßtischblätter des Museums schlesischer Altertümer in Breslau eingezeichnet worden; dabei sind oft mehrere sehr nahe beieinander liegende Fundstellen unter einem Fundzeichen zusammengefaßt worden. Auch die einschlägige Literatur wurde benutzt.

[2]) Bei Gnadenfrei sollen Urnenscherben, bei Nieder-Mittel-Peilau Urnen gefunden worden sein. Beide Angaben sind nicht einwandsfrei überliefert. In Ernsdorf fand man eine Steinaxt.

[3]) In Bolkenhain ein Bronzeschmuckstück, in Schwarzwaldau (Liebenau) eine steinerne Streitaxt, bei Dittmannsdorf ein Feuersteinkeil, in Oberweistritz eine Urne mit Framea und ein Feuersteindolch, in Michelsdorf (?), Kreis Waldenburg, ein massiver halber Bronze- und Armring, unweit der Freudenburg am Dürren Berge eine eiserne Pfeilspitze.

Stadtbezirk. 1865 fand man beim Grundgraben nahe der Marienkapelle flache Gräber mit fünf großen und einer kleinen Urne, welche menschliche Knochenfragmente enthielten. Auch ein Steinbeil wurde zu andrer Zeit in der Nähe der Kapelle ausgegraben. Wir stehen also vor der bedeutsamen Tatsache, daß vielleicht in prähistorischer Zeit einige Ansiedler hier mitten in den Bergen gesessen haben. Ging etwa schon damals ein Saumpfad über Waldenburg durchs Gebirge?

Sehen wir von dieser Ausnahme ab, so kommen wir zu dem **Ergebnis:** die prähistorische Siedlung hat die Horizontale von 250 m kaum überschritten und hat bereits kleine waldfreie, fruchtbare Stellen der Ebene besetzt.

III.

Die urgermanische und römische Zeit[1]).

Beim Eintritt ins Licht der Geschichte finden wir in Schlesien ein germanisches Volk. Zur Zeit des Trajan und Hadrian bewohnten die Lugier das schlesische Land. Unter Marc Aurels Herrschaft erscheint dann das Volk der Vandalen über Schlesien gebietend. Ein Zweig der vandalischen Stämme, die Silingen, die zur Zeit des Ptolemäus in der heutigen Lausitz saßen, haben ihren Namen nach dem Abzuge nach Westen der mittelschlesischen Ebene als Erbe überlassen.

An den Namen der Silingen mahnt der bereits um die Mitte des 9. Jahrhunderts genannte slawische Gau Sleenzane (richtiger Silenzane) oder „pagus Silensi", wie ihn Thietmar 1017 nennt[2]). An ihn erinnert auch der ursprüngliche Name des Zobtenberges, Slenz, die alte Benennung der Lohe, Slenza (1155 Selenza)[3]), und vielleicht auch (wie ich vermute) der 1305 genannte Ort Silingisdorf[4]), der nur einmal auftaucht und vielleicht an Stelle des heutigen „Schlesiertal" gelegen hat. Erwähnt sei auch, daß man im slawischen Kastellaneiorte Ztregom (Striegau) das alte Stragona der Ptolemäuskarte wieder finden wollte.

[1]) Partsch, Schlesien I, 32 f., 327 ff.

[2]) In einer, wenn auch unechten, doch gewiß recht alten Urkunde, angeblich vom Jahre 1203, wird der „campus Zlesie" genannt. Hier scheint „campus" im Gegensatz zu „montes" (Trebnitzer Berge) zu stehen. (S.R. 92.)

[3]) Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, III, Seite 176, Anmerkung 21.

[4]) L.F. B. 500; Z. 40, Seite 323, und Z. 41, Seite 405.

Die Erhaltung der alten deutschen Namen muß zurückgeführt werden auf das Zurückbleiben einiger Volksreste des Vandalenstammes[1]).

Beim Einrücken der slawischen Völker, das nicht allzulange nach dem Abzuge der Vandalen erfolgt sein kann[2]), haben dann die Slawen die angeführten alten Namen übernommen.

Während wir aus der Römerzeit nur diese wenigen Namen und einige bedeutungslose Münzfunde[3]) als einzige Anhaltspunkte für die Siedlungskunde antreffen und Jahrhunderte überfliegen müssen, treten wir mit der spätslawischen Zeit in einen Zeitraum ein, der es der Siedlungsgeschichte gestattet, ein leidlich sicheres Bild zu entwerfen.

Ehe wir es versuchen, die alten slawischen Siedlungsstriche abzugrenzen, wollen wir uns die Kennzeichen slawischer Siedlungsweise kurz vor Augen führen.

IV.
Die slawische Zeit.
1. Kennzeichen slawischer Siedlungsweise.

Bei einer Begrenzung des altbesiedelten slawischen Landes in Schlesien kann die Untersuchung eine Anzahl verschiedener Wege einschlagen.

Die prähistorische Karte bildet für die Siedlungsgeschichte Schlesiens in slawischer Zeit ein wichtiges Hilfsmittel zur Bestimmung der von den Slawen besetzt gewesenen Gebiete. Wir können nämlich annehmen, daß die prähistorischen Wohnplätze auch von den Slawen wieder eingenommen worden sind. Es lag für die einwandernden Slawen nahe, die waldfreien oder erst wenig wieder bestrauchten, leicht zu bebauenden Siedlungsstriche von neuem zu besetzen. Die Rodung des Waldes und seine Urbarmachung, die Gewinnung von Kulturland aus Waldboden erforderte eine ziemlich entwickelte Kultur, sowie Fleiß und Ausdauer, Eigenschaften, die man den Slawen nicht nachrühmen kann. Vor allem aber fehlten den Slawen die geeigneten Werkzeuge zur Waldrodung.

---

1) Für das Zurückbleiben deutscher Volksreste sprechen auch einzelne frühhistorische Funde (siehe Seger, „Der Grabfund der Völkerwanderungszeit aus Neuhof bei Liegnitz", in Mitteilungen des Gesch.- und Altertum-Vereins f. d. Stadt u. das Fürstentum Liegnitz, 1904/1905, Seite 144) und eine alte Stammessage der Vandalen (siehe Procop, „Bell. Vandal." I, 22).

2) Meitzen, „Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen", 1895, Band II, Seite 148.

3) Einzelne Münzen aus römischer Zeit wurden bei Reichenbach, Hennersdorf, Schweidnitz und Pitschen gefunden.

Die Zisterziensermönche, welche von Herzog Boleslaus dem Langen (im Jahre 1163)[1]) von dem thüringischen Kloster Pforta nach Leubus gerufen wurden, haben uns ein lichtvolles Bild von dem Kulturzustande des vorgefundenen Landes entworfen.

„Die Polen waren arm und träge. Der Hörige reißt mit dem hölzernen Hackenpflug den leichten Boden ein wenig auf und pflügt mit Rindern und Kühen“[2]).

Dieser höchst primitive Hackenpflug (Radło) war nicht geeignet, schweren oder waldbestandenen Boden urbar zu machen. Somit werden wir die slawischen Siedlungen hauptsächlich in den prähistorisch bewohnten Gebieten, in der durch fruchtbare Diluvial-, Lehm-, Löß-[3]) und Alluvial-Böden ausgezeichneten Ebene und den Niederungen der Flüsse und Bäche zu suchen haben, deren Bearbeitung dem Holzpfluge keine Schwierigkeit verursachte.

Hier mußten auch dem vorzugsweise Viehzucht treibenden und der Zeidlerei sehr ergebenen Slawenvolke die zahlreichen kleinen saftigen Waldwiesen und steppenartigen Graslandgebiete sehr willkommen sein.

Im allgemeinen wird dagegen das gebirgige Land mit seinem geschlossenen Urwaldbestande und seinen engen Zugangstälern von der slawischen Bevölkerung gemieden worden sein.

Gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß einzelne slawische Siedlungen, besonders kurz vor dem Einrücken der Deutschen, in Waldgebiete und ausnahmsweise auch in Gebirgstäler vorgedrungen sind. Außer den natürlichen Waldlichtungen benutzte man durch Holzung[4]) oder Brand[5]) geschaffene Waldblößen zur Anlage von Siedlungen.

Wie bei den benachbarten Sorben war es wohl aber hier nicht auf Gewinnung von Ackerboden in größerem Umfange abgesehen. „Dafür zeugt der Umstand, daß man die Wurzelstöcke der gefällten Bäume stehen läßt, wie aus

---

[1]) Das Jahr ist umstritten; siehe die „Geschichtsquellen der Provinz Sachsen“, 33. Bd. Urkunden des Klosters Pforte, I. Teil, II. Halbband, 1904, Seite 533 f.

[2]) Monumenta Lubensia ed. Wattenbach, 1861, Seite 15.

[3]) Die leicht zu bearbeitende Lößdecke der Trebnitzer Berge lockte in slawischer Zeit schon viele Siedler an.

[4]) Man vergleiche die von ossec, poręba, przysieka = Aushau, trzebić = roden, und kluče = Rodung (vgl. den Ort Kleutsch, Kreis Frankenstein), gebildeten schlesischen Ortsnamen. Drivalovicz (1295) (= Wallwitz, Kr. Freistadt) scheint ursprünglich eine Holzschlägerniederlassung (drwal = Holzschläger) gewesen zu sein.

[5]) Auf Waldbrand weisen folgende schlesische Ortsnamen hin: in unserm Gebiete Saarau, Kreis Schweidnitz (1290 Sarow, 1318 Zarow), ferner der Flurname „die Saare“, der an dem Walde zwischen Nieder-Gutschdorf (Kreis Striegau) und Bersdorf (Kreis Jauer) haftet, die von altslawisch žarn = Hitze, Brand, abzuleiten sind. Mit dem-

zahlreichen (sächsischen) Namen hervorgeht“ [1]). Ein bescheidener Anbau war aber hier sehr wohl möglich und leicht dadurch zu gewinnen, daß man mit der Hacke [2]) zwischen den Baumwurzeln den Boden etwas lockerte und rasch aufgehenden Getreidesamen (z. B. Hirse) aussäte. Diese Art der Feldbestellung ist noch heute in den tropischen Urwäldern (z. B. in Afrika und Südamerika) die übliche.

Vorzugsweise aber waren die Waldsiedler nicht auf Ackerbau angewiesen. Entweder saßen sie mitten im Walde als Wächter einer Burg, als Hörige einer Kastellanei, als Schützer des Bannwaldes (Choden) oder sie lebten als Jäger, Fischer, Zeidler, welche ihre Erzeugnisse in der nahen Ebene gegen andere Lebens- und Bedarfsmittel austauschten. Andere mögen auch hier als Hirten zu leben versucht und ihr Vieh auf die Wiesen des Waldes getrieben haben.

Nahe liegt die Vermutung, daß schon damals lichtscheues Gesindel und verfehmte Menschen in den Gebirgswaldungen Schutz gesucht haben. In allen diesen Fällen handelt es sich wohl um sehr kleine Orte einzelner Siedler.

In spätslawischer Zeit wurden aber auch in der Ebene größere oder kleinere Waldgebiete umschritten und zur Anlage von Dörfern slawischen Siedlern überwiesen. Diese Aussetzungen sind in vielen Fällen nachweisbar und noch an ihren eigentümlichen Namen erkennbar. Die Gebiete eines Ujazd oder eines Lgota liegen fast ausschließlich in der Ebene [3]).

Hat uns die Altertumskumskunde bereits durch die Feststellung der prähistorischen Siedlungsgebiete den Weg gezeigt, wo wir vorwiegend slawische Ortschaften zu suchen haben werden, so liefert sie uns auch ein wichtiges Hilfsmittel hierfür durch Bestimmung slawischer Funde und Rundwälle. Die slawischen Rundwälle können in ihrer Eigenschaft als Zufluchtstätten der slawischen Bevölkerung nicht allzuweit ab von den slavischen Siedlungsstrichen gelegen haben.

---

selben Stamm sind gebildet: Saara, Kreis Neumarkt (1350 Zar), Sohrau, Kreis Görlitz (1285, 1308 Sar), Sohrau, Kreis Rybnik (poln. Żoraw), Sercha, Kreis Görlitz (Żarka, Demin. von Żar), Särichen, Kreis Rotenburg (Żarki, auch Żdziarki, wendisch), Groß-Särchen, Kreis Hoyerswerda (wendisch Sdzary). — Von spale, wendisch = Brände, ist Spohla, wendisch Spalje, Kreis Hoyerswerda, von zgorzeć = abbrennen ist Sgorsellitz, Kreis Namslau (Zgorzelice) und von żglić = brennen ist Zyglin bei Tarnowitz abgeleitet.

[1]) G. Hey, „Die slawischen Siedlungen im Königreich Sachsen“, 1893, Seite 7. In Schlesien weisen z. B. die Orte Penzig, Kreis Görlitz (wendisch Pjeńsk, von pień = Baumstumpf) und vielleicht auch Schlaup, Schlaupe, Schlaupitz usw. (von slup = Stamm, Klotz) auf diese Tatsache hin.

[2]) Die Hacke darf bei einem Volke, das den Hackenpflug schon kennt, vorausgesetzt werden.

[3]) Wilhelm Schulte, „Ujazd und Lgota“, Z. XXV, Seite 213 ff., und Lippert, „Sozialgeschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit“, 1896, Band I, 218, 267, 277.

Ein sehr wichtiges Anzeichen für die nationale Herkunft der Ortschaften bilden ferner die slawischen Namen der Siedlungen, die noch heute teilweise leicht von den deutschen zu unterscheiden sind. Ein großer Teil ist freilich schon längst verschwunden und ist durch „Andeutschung" und Umdeutung bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden, oder ganz neue deutsche Namen sind an Stelle der alten polnischen getreten. Sicherlich verbergen sich sehr viele alte einst slawische Ortschaften unter einem deutschen Decknamen.

Aber auch der slawische Name einer Siedlung läßt nicht mit Bestimmtheit den Schluß auf eine ursprünglich slawische Ortsgründung zu. Es kann der deutsche Ort, dicht neben dem slawischen entstehend, den Namen der alten Siedlung übernommen haben, wenn wir auch hier zumeist durch die Zusatzbezeichnungen: Alt — Neu; Wenig (Klein) — Groß; Polnisch — Deutsch wissen, wo wir den alten Ort zu suchen haben werden. Entstand nämlich neben oder unweit von dem alten slawischen Orte ein neues deutsches Dorf oder eine deutsche Stadt gleichen Namens, so erhielt die neue Siedlung oft zur Unterscheidung von der alten den ehrenden Zusatz: „Groß", „Deutsch", „Neu", während die slawische Ortschaft das geringschätzige Beiwort „Wenig oder Klein", „Polnisch", „Alt" annehmen mußte. So wurde z. B. neben dem alten slawischen Dorfe „Wenig Rosen" der deutsche Kirchort „Groß-Rosen", neben der alten Siedlung „Alt-Striegau" die deutsche „Stadt Striegau" angelegt. Freilich kommt es auch vor, daß eine erst in neuester Zeit begründete Ortsgründung zur Unterscheidung vom alten Dorfe den Beinamen Neu oder Klein empfing oder auch, daß von zwei ursprünglich slawischen Siedlungen der größere, zuerst deutsch werdende oder deutsches Recht erlangende Ort mit dem Zusatz „Deutsch", „Groß", „Neu" ausgezeichnet wurde.

Es können auch deutsche Neugründungen nach dem slawisch klingenden Namen eines Grundherrn benannt worden sein. Vielfach wurden auch alte Flur- und Flußnamen von der einwandernden deutschen Bevölkerung zur Namensgebung ihrer Siedlungen verwandt.

„Die Ankömmlinge erfahren von den Landesgesessenen, wie diese die betreffende Lokalität nennen, und die so erkundete Bezeichnung, oft genug für die Eingeborenen nur ein allgemeines Appellativum, wird ihnen zum Nomen proprium, zum Namen ihrer neu begründeten Niederlassung." [1])

„Jeder Bach, jeder Stumpf, jeder Felsenkamm, jede Lichtung hatten ihren festen Namen im Munde des Jägers, der den Grenzwald durchstreifte, und

---

[1]) Eduard Otto Schulze, „Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe", Leipzig 1896 (Preisschriften der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft), Seite 21. Siehe auch Lipperts Ausführungen am Schluß von IV, 2.

diese Namen, die älter sind als die Besiedlung der Örtlichkeit, haben sich teilweise auch bei den späteren Kolonisten in Geltung erhalten. So kommt es, daß eine Fülle von deutschen Dörfern, die in gerodetem Wald von Deutschen begründet wurden, doch slawische Namen führen, die eine frühere Generation geprägt hat. Deshalb muß man sich hüten, voreilig auf tiefes Eindringen slawischer Siedlungen in den Grenzwald aus slawischen Namensformen zu schließen. Man muß mindestens diese Namen darauf ansehen, ob sie wirklich von Haus aus eine Siedlung bezeichnet haben, oder nicht vielleicht einen Waldfleck, einen Bach oder einen Berg. Von Bächen hergenommene Dorfnamen Weistritz, Lomnitz, Kamnitz, Lässig, Polsnitz sind ebensowenig für die Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Begründer beweisend, wie Namen, die einen Waldbestand malen (Jauernig) oder einen Bodenstreifen kennzeichnen. Derartige Relikte aus dem Namensschatze alter Waldläufer und Grenzwächter müssen sorgsam ausgesondert werden, wenn man die Siedlungsgeschichte zu entschleiern unternimmt." [1])

Schon damals war die törichte Vorliebe der Deutschen für fremde Bezeichnungen den deutschen Kolonisten eigentümlich; nur so lassen sich die deutschen Ortsnamen mit slawischer Endung wie Tychenow, Guntherwicz, Bernarthicz, Blumenowe usw. erklären. Vielleicht aber tragen die Schuld an der Slawisierung dieser Namen die slawischen Lokalverwaltungen.

Schließlich ist es auch sehr wohl möglich, daß deutsche Siedler aus einem ursprünglich slawischen, dann deutsch gewordenen Orte Mitteldeutschlands nach dem Osten kamen und den alten heimatlichen slawischen Ortsnamen auf das neu entstehende Dorf übertrugen. [2])

Trotzdem ist der Ortsname noch in den meisten Fällen der einzig sichere Anhaltspunkt zur Feststellung der nationalen Herkunft der Siedlung.

Die slawischen Flur- und Flußnamen finden sich auch in der weiteren Umgebung eines slawischen Volkes und lassen eine Bestimmung des zuerst besiedelten Gebietes nicht zu.

Die Flureinteilung und Dorfanlage geben ebenfalls kein bestimmtes Kennzeichen dafür. Slawische Rundlinge, die von hervorragenden Kennern slawischer Völker als Charakteristikum slawischer Siedlungsweise angesehen werden, fehlen heute in unserm Gebiete völlig, und die wohl ursprünglich

[1]) Partsch, „Schlesien", II, 2 (Mittelschlesien), Seite 203.

[2]) So kommt beispielsweise der Ortsname Laasan (Dorf im Kreise Striegau) bei einer Siedlung bei Jena vor. Möglicherweise ist das Striegauer Dorf eine deutsche Ortschaft. (Siehe Böhnisch, „Geschichtl. Entwicklung der ländlichen Verhältnisse in Mittel-Schlesien", 1895, Seite 12, Anmerkung 4.)

slawischen Straßendörfer sind auch von den Deutschen nachgeahmt worden.[1]) Die Flureinteilung aus jener Zeit ist durch die deutsche Einwanderung überall beseitigt, und nicht einmal Spuren von ihr sind noch erkennbar.

Wichtiger ist die Größe der Gemarkung, die bei slawischen Ortschaften auffallend klein ist und in dicht besiedelten slawischen Gebieten als Kennzeichen für die Herkunft der Siedlungen von Wert sein kann. Meist sind aber die alten Fluren aus slawischer Zeit nicht mehr in ihrem alten Umfange erhalten. Häufig wurden bei der Aussetzung zu deutschem Recht zwei polnische Orte zu einem Dorfe verschmolzen, und fast überall sind die Fluren in späterer Zeit durch Neurodungen stark erweitert worden.

Die Gemarkung eines deutschen Vorwerks, an das sich ein Dorf anschloß, wird ebenfalls klein erscheinen.

Ein durchaus zuverlässiges Merkmal für Bestimmung der nationalen Herkunft der Siedlungen bieten nur einige wenige Urkunden. Alle Ortschaften, in denen polnische Verfassung herrschte, alle Siedlungen, die vor der deutschen Einwanderung bestanden haben, sind als slawisch anzusehen.

Wir kommen auf Grund dieser Betrachtung zu dem **Ergebnis,** daß wir für die slawische Anlage einer Ortschaft nur sehr wenig unbedingt sichere Merkmale auffinden konnten. Soviel dürfen wir aber doch sagen: dort, wo mehrere der angeführten Gründe zusammentreffen, gewinnen wir für die Abgrenzung der alt besiedelten Gebiete eine gewisse Sicherheit: dort, wo sich die prähistorischen Funde besonders dicht zusammen drängen, slawische Rundwälle und Funde auftreten, der Boden leicht zu bebauen ist, dort, wo slawische Ortsnamen überwiegen, der Grundriß des Straßendorfs vorherrscht, die Gemarkungen klein sind und auch die geschichtlichen Überlieferungen von slawischem Ursprung melden, werden wir die altbesiedelten slawischen Gebiete zu suchen haben.

Mit Hilfe dieser Merkmale wollen wir eine Feststellung der slawischen Siedlungsgebiete versuchen.

---

[1]) Schon frühzeitig hat Meitzen diese Tatsache richtig erkannt: siehe Meitzen, „Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preuß. Staates“, Berlin 1866, Band I, S. 361. — „Volkshufe und Königshufe“, Tübingen 1889, Seite 7. — „Siedlung und Agrarwesen . . .“, 1895, Band II, Seite 471; siehe auch Baldamus in F. W. Putzgers „Histor. Schul-Atlas“, 29. Aufl., 1905, Seite XII. Da Meitzen aber an andrer Stelle (in Kirchhoff, „Anleitung z. dtsch. Landes- u. Volkskunde“, 1888, Seite 514, Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin 1872, IV b, Seite 143 usw.) die Straßendörfer für eine spezifisch slawische Anlage erklärt hat, ist diese Auffassung in zahlreiche Werke und Abhandlungen übergegangen (so in Wagner, „Lehrbuch der Geographie“ I, 7. Aufl., 1903, Seite 786. — Otto Schlüter, „Geograph. Zeitschr.“, 1900, Seite 250 f. — Er. Schmidt, „Deutschtum im Lande Posen“, Seite 211 usw.)

2. Die Abgrenzung des slawischen Siedlungsgebietes.

Die prähistorische Forschung zeigte uns bereits einige Striche der Ebene in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt. Auch die frühgeschichtlichen Funde der Slawenzeit finden sich vorwiegend in der Ebene. Ebenso treten die sogenannten slawischen Rundwälle in der Nähe vorgeschichtlicher Fundstellen auf. In dem Schweidnitzer Fürstentum sind folgende 20 Rundwälle bekannt geworden[1]):

1) die Schwedenschanze an der Wütenden Neiße bei Polkau,
2) der Rundwall bei Hohenfriedeberg (?),
3) auf dem Breiten Berge bei Striegau (siehe F. Pollack „Das prähistorische Gewand des Breitenberges bei Striegau", Striegau ohne Jahr (1907),
4) beim Dominium von Nieder-Streit,
5) die „Würbenschanze" bei Würben (?) (vgl. Anmerkung d. Red.),
6) bei der Buschmühle von Domanze,
7) der „alte Hof" bei Wenig Mohnau, im Auenwalde der Weistritz (?) (siehe Z. 41, Seite 379, Anm. 1),
8) der „Burgberg" bei Gräditz (siehe Z. 40, Seite 315),
9) bei Grunau, Kreis Schweidnitz,
10) in der „Schloßwiese" bei Rogau (?),
11) im „Storchwinkel" am Schwarzwasser bei Altenburg,
12) östlich von Endersdorf,
13) im Gasthofsgarten von Jentschwitz (?),
14) auf dem Kirchberge bei Jentschwitz (?),
15) bei Lauterbach auf dem „Schloßberge" (?),
16) auf dem Mühlberge und Lindenberge bei Stoschendorf,
17) der „Schloßberg" } im Guhlwald,
18) die „Ringmauer" } im Guhlwald,

---

[1]) Eine Anzahl sind noch nicht untersucht oder bereits zerstört, daher recht unsicher festzustellen. Die Erdwälle bei Jauernick (Kreis Schweidnitz) und Königszelt tragen fälschlich den Namen „Schwedenschanzen". Sie sind die spärlichen Reste des einst weltberühmten Lagers von Bunzelwitz (siehe G. Lustig, Schles. Ztg. vom 18. April 1901, Nr. 268, und vom 15. November 1906, Nr. 804)*). Das „wüste Schloß" bei Fehebeutel, „die Burgberge" bei Neuen, über Landeshut und bei Steinseifersdorf halte ich für Plätze, auf denen ehemals mittelalterliche deutsche Burgen oder Schlösser gestanden haben. Die Rundwälle auf dem Zobten und dem Geiersberge sind wahrscheinlich prähistorischen Ursprungs (siehe G. Lustig, „Der Steinwall auf dem Geiersberge" im Jahrbuch des Schles. Museums f. Kunstgewerbe u. Altertümer, 1906, Band IV). Über das wüste Schloß bei Fehebeutel siehe Richter (a. a. O., Seite 444). Es ist auch sehr wohl möglich, daß ursprünglich slawische Rundwälle später zur Anlage spätmittelalterlicher Schlösser und Vorwerke benutzt worden sind. So lassen sich wohl die Funde von Ziegeln, Mauerwerk ꝛc. in den Rundwällen z. T. erklären.

*) Vgl. dagegen Z. XXV, 270 ff. Anmerkung d. Red.

19) die „Tatarenschanze“ bei Girlachsdorf,

20) bei der Marienkapelle in Waldenburg.

Mit Ausnahme des letztgenannten Fundes sind also die Rundwälle überall in der Ebene meist inmitten der frühbesiedelten Landstriche zu finden.

Diese Wälle, im Volksmunde meist Burgberge, Tataren- oder Schwedenschanzen genannt, bestehen gewöhnlich aus wallartigen Erdaufschüttungen, vorwiegend in Kreisform angelegt, öfters umgeben von einem Wassergraben und einem zweiten Erdwalle. Man fand in ihnen häufig Reste von Tonscherben, Tierknochen, Feuerspuren, mitunter Mauerreste und Waffen aller Art. Sie waren, wie als sicher erwiesen werden kann[1]), Zufluchtsstätten, für die umwohnende Bevölkerung oder Schutzburgen zur Sperrung eines Weges. In der Mitte des Walles erhob sich des öfteren ein Blockhaus oder eine kleine Burg aus Steinwerk. Gewöhnlich waren diese Burganlagen unbewohnt oder nur von einigen Wächtern besetzt.

Die Burgwälle liegen fast überall versteckt im Walde, auf kleinen Bergen, hinter Flüssen und Bächen, in Sumpf und Moor[2]), unauffällig und schwer zugänglich. So erklärt es sich, daß sie zuweilen etwas abseits von den slawischen Siedlungen auftreten. (Auf den Rundwall in Waldenburg kommen wir später zurück.)

In dem Verbreitungsgebiete prähistorischer und slawischer Denkmäler herrscht im allgemeinen — wie wir sahen — ein sehr fruchtbarer alluvialer und diluvialer Lehmboden vor. Der Grundsteuerreinertrag betrug 1885 im Kreise Schweidnitz pro ha Ackerland 33,29 Mk., pro ha Wiese 35,25 Mk., im Striegauer Kreise pro ha Acker 40,73 Mk. und pro ha Wiese 37,21 Mk. Damit vergleiche man die Zahlen für den Breslauer Regierungsbezirk, in dem die Grundsteuer pro ha Ackerland auf 22,32 Mk., pro ha Wiese auf 22,72 Mk. im Jahre 1885 veranschlagt war[3]). Das Schweidnitzer und Striegauer Land gehört zu den fruchtbarsten Strichen der Provinz Schlesien. Hier fand der hölzerne Hackenpflug der Slawen eine leichte Gelegenheit zum Anbau vor.

---

[1]) Meitzen, „Siedlung und Agrarwesen . . .“, II, Seite 237. Derartige Befestigungen suchten wohl auch die mährischen Landleute auf, als Boleslaus III. in Mähren einfiel. („Item ipse (Boleslauus) Morauiam intravit, sed cunctis rusticis, audita fama, municionibus cum preda receptis, licet Bohemis et Moraviensibus congregatis, incendio maiori quam alio dampno ibi facto, tamen inpugnatus, remeavit.“ Martini Galli Chronicon ed. Bandtke, 1824, Seite 187, Kap. XXVI.)

[2]) Siehe auch die anschauliche Beschreibung von Ibrâhîm-Ibn-Jâkûb, ed. Friedr. Westberg, Petersburg 1898, Seite 52.

[3]) Gemeinde-Lexikon für die Provinz Schlesien, 1887.

In diesem Gebiete sind noch heute die slawischen Ortsnamen überaus häufig. Mit Bestimmtheit müssen wir hier das alte slawische Siedlungsgebiet zu suchen haben.

Die ersten geschichtlichen Überlieferungen aus slawischer Zeit zeigen das schlesische Land in eine Anzahl Gaue eingeteilt[1]), von denen der von der Slenza (Lohe) durchströmte, um den Berg Slenz (Zobten) gelegene den Namen „pagus Silensi“ führte. Zu ihm gehörte zweifellos auch unser Gebiet, in dessen Grenzen ja der Zobten gelegen ist.

Den „pagus Silensi“ umgab noch in spätslawischer Zeit, wie uns das Heinrichauer Gründungsbuch berichtet, ein großer Bannwald, dessen Besiedlung streng verboten war. An anderer Stelle wird auf seine Ausdehnung näher einzugehen sein[2]). Hier genüge bereits der Hinweis, daß sich sein Verlauf wahrscheinlich in unserm Gebiete über das Gebirge und sein nächstes Vorland erstreckte und daß somit das Gebirgsland als fast unbesiedelt gedacht werden muß.

Dagegen verweisen uns die alten Kastellaneien, in ihrer Eigenschaft als Mittelpunkte der Militär-, Finanz- und Gerichtsverwaltung, auf Ortschaften, an welche sich die Verbreitungsgebiete slawischer Siedlungen angeschlossen haben.

Die Kastellaneien waren Verwaltungsbezirke von sehr verschiedener Größe. An der Spitze stand der Kastellan, als Stellvertreter des Herzogs, als höchster Beamter seines Bezirks „für die Szlachta, die Ritterschaft und für die Bauern der Opole-Verfassung“[3]). Als solcher „bot er die Szlachta und die Kmeten zum Kriege auf und führte sie ins Feld, nahm die öffentlichen Dienste in Anspruch und hatte wahrscheinlich auch die obere Aufsicht über die in seiner Kastellanei liegenden Güter des Fürsten, wie über die Einkünfte, welche diesem von den Eingesessenen zukamen . . . Der Kastellan oder unter seiner Aufsicht ein Schloßrichter (iudex castri) übte die volle Gerichtsbarkeit über alle Eingesessenen seines Bezirks“[4]). Verbunden mit dem Sitz des Kastellans erscheint überall in Schlesien die Burg, deren Verwaltung dem Kastellan in Abwesenheit des Herzogs gleichfalls zustand. Die Kastellaneiburgen hatten zugleich den Zweck, wie sich aus der Ortswahl der Anlagen ergibt, die Grenzen zu überwachen und zu sichern.

In der Schutzurkunde des Papstes Hadrian IV. für das Breslauer Bistum vom 23. April 1155 werden unter anderen die Kastellaneien gradice

---

[1]) Partsch, „Schlesien“, I, Seite 33.

[2]) Siehe unten den Abschnitt über den Gebirgswald.

[3]) Rachfahl, „Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens . . .“, 1894, Seite 32 f.

[4]) Röpell, „Geschichte Polens“, I, Seite 322 ff.

Barda (Wartha), Nemechi (Nimptsch), Gramolin (?), gradice Ztrigom (Striegau), Zuini (Schweinhaus), Valan (Lähn) genannt[1]).

In unserm Gebiete liegen die Kastellaneien Gramolin, Ztrigom, Zuini, während die Kastellaneien Nemechi und Barda es im Osten und Süden begrenzen.

Nicht mit Sicherheit festzustellen ist die Kastellanei Gramolin. Bereits Josef Partsch war es aufgefallen, daß im 12. Jahrhundert „ein auffallend weiter Zwischenraum von Barda die nächste Kastellanei des Gebirgsrandes Ztrigom trenne"[2]).

An andrer Stelle[3]) habe ich den Nachweis zu führen versucht, daß möglicherweise die Kastellanei Gramolin in der Nähe des heutigen Ortes Gräditz, Kreis Schweidnitz, gelegen habe. Der alte Name von Gräditz (1193 Grodec, von altslawisch gradŭ = castellum abzuleiten), das Vorhandensein eines Rundwalles auf einem Hügel hinter der Peile bei Gräditz, in dem man Urnenscherben vom Burgwalltypus und Knochenreste fand und in dem noch 1785 Ruinen zu sehen waren[4]), die günstige geschützte Lage nahe des Bannwaldes (Preseca), des Reichenbacher Waldlandes und am Ausgangspunkt einer wichtigen Straße („semita Bohemiae"), konnte ich als Stützpunkte meiner Vermutung anführen.

Eigentümlich ist die Lage der Kastellanei Suini (Schweinhans), die wie Vlan (Lähn) bereits mitten in den Bergen und zudem sehr nahe der Kastellanei Ztrigom (Striegau) gelegen hat. Sie hat wahrscheinlich viel weniger die Rolle eines Verwaltungsmittelpunktes als vielmehr die einer Schutzburg an einer wichtigen Straße (Landeshuter Pforte) gespielt. Es muß hier überhaupt mit aller Schärfe betont werden, daß die genannten Kastellaneien in ihrer Eigenschaft als Grenzfesten nicht im Mittelpunkt des zugehörigen Verwaltungsbezirkes, sondern exzentrisch nahe der Grenze gelegen haben.

Um die 3 Kastellaneien[5]) Gramolin, Ztrigom und Zuini, welche die westliche Grenze des „pagus Silensi" zu schützen hatten, lagen also die zugehörigen

---

[1]) „Darstellungen u. Quellen zur schles. Geschichte", Band III, Seite 173 bis 178.

[2]) Partsch, „Schlesien", I, Seite 342.

[3]) „Die Kastellanei Gramolin", Z. XL, Seite 314 ff.

[4]) Zimmermann, „Beyträge zur Beschreibung Schlesiens", 1785, Band VI, Seite 259.

[5]) Rachfahl, a. a. O., zählt auch unter den Kastellaneien „Schweidnitz, Grodinica (Zobten) und Hornschloß" auf; Partsch, a. a. O., Seite 342, hält auch Schweidnitz für eine slawische Kastellanei. Rachfahl hat dabei wohl irrtümlich Suini für Schweidnitz anstatt für Schweinhaus gehalten, ebenso ist die Deutung Grodinica = Zobten unverständlich. Allerdings erscheint 1247 ein castellanus de Slenz, derselbe wird aber im gleichen Jahre auch procurator genannt (S.R. 660 u. 667); der Kastellan in „Hornsberk" (= Hornschloß bei Donnerau) wird überhaupt erst 1292 erwähnt (S.R. 2241). Außerdem ist Hornsberk ein

Verwaltungsbezirke naturgemäß im Osten. Es ist das wiederum ein Anzeichen dafür, daß das Gebirge kaum besiedelt war und die Linie Schweinhaus—Striegau—Gräditz auch im wesentlichen zugleich die westliche Grenze des Schweidnitzer Siedlungsgebietes in slawischer Zeit bildete. Einige Ortschaften müssen in unserm Arbeitsfelde noch der Kastellaneiverwaltung von Nemechi (Nimptsch) zugerechnet werden, in dessen Nähe sie sich befanden.

a) Slawische Siedlungen des Reichenbacher Kreises.

Beginnen wir die Einzelaufführung slawischer Siedlungen mit den Orten, welche noch zur Kastellanei Nimptsch zu rechnen sind!

Die prähistorische Karte zeigte uns Fundstellen von Bedeutung nur im NO. des Kreises, westlich der Peile fehlten sie dagegen überhaupt. Slawische Funde und Rundwälle kommen nur im Osten des Kreises vor.

Die Gemarkungen der Dörfer des Kreises sind meist recht ansehnlich, zum Teil sogar auffallend groß (z. B. von Peilau, Langenbielau). Klein sind im Gegensatz dazu die Fluren einiger im Osten und Norden des Kreises gelegener Siedlungen (Guhlau, Nieder-Panthenau, Stoschendorf, Jentschwitz [1]), Kuchendorf, Költschen, Endersdorf, die Ackerflur von Mellendorf).

Die Orte des Kreises tragen fast durchweg die Form der Wald- und Kolonistenhufe. Gute deutsche Ortsnamen führen die meisten Siedlungen des

---

deutscher Name und der Ort liegt weit abseits im Gebirge, inmitten eines rein deutschen Kolonisationsgebietes. „Hornsberk" ist schon aus diesen Gründen keineswegs Kastellanei. Ein Kastellan von Schweidnitz tritt zuerst 1262 auf (S.R. 1140). Auch hier kann von einer Kastellanei schwerlich die Rede sein. Für die Feststellung der Kastellaneien sind zugrunde zu legen die Schutzurkunden des Breslauer Bistums von 1155 und 1245 (S.R. 40 u. 637). Hier fehlen aber die angeblichen Kastellaneien Zobten, Schweidnitz und Hornschloß, ebenso Domanze, in dem 1213 in einer völlig unglaubwürdigen Urkunde ein castellanus genannt wird (St.Arch. Rep. 91, Leubus 15). Auffallend wäre es, wenn in den beiden Urkunden (von 1155 u. 1245) diese Kastellaneien nicht aufgeführt würden, zumal sie, an den äußersten Grenzen des Landes liegend, bei einer Grenzbeschreibung des Bistums hätten berücksichtigt werden müssen. Ferner war die Gegend rings um Schweidnitz und Hornschloß um 1262 oder gar 1292 deutsch geworden und das Bestehen oder gar die Neuanlage von Kastellaneien in so später Zeit unmöglich. Der Titel „castellanus" bedeutet hier eben nur soviel wie „procurator" und entspricht dem deutschen Burggrafen. Noch 1292 und 1299 erscheint ein Kastellan in Striegau (S.R. 2241 u. 2531), obwohl doch schon Striegau 1242 deutsches Recht erhalten hatte! (S.R. 587.) Es ist klar, daß es sich hier um einen deutschen Burggrafen handelt. Zwischen alten slawischen Verwaltungsmittelpunkten (Kastellaneien) und den deutschen Burgen (Burggrafschaften) muß auf das schärfste unterschieden werden. Ein weiteres Eingehen auf diese Fragen muß aber einer Sonderuntersuchung vorbehalten bleiben.

[1]) Jentschwitz ist heute Kolonie von Schlaupitz. Die merkwürdig geformte Gemarkung von Schlaupitz läßt die alte Flur des einst wohl selbständigen Dorfes Jentschwitz noch leicht erkennen.

Reichenbacher Landes und nur an seinen südlichen, östlichen und nördlichen Grenzen finden sich einige wenige slawische Ortsbezeichnungen.

Aus diesen Gründen können wir annehmen, daß das Reichenbacher Gebiet in slawischer Zeit wenig besiedelt war und nur in der Nähe der Kastellanei Nimptsch einige slawische Orte bestanden.

Im Süden des Kreises haben in slawischer Zeit zwei sehr kleine polnische Niederlassungen gelegen. Die beiden Ovesnovo, wie sie zuerst 1260 genannt werden[1]), sind als späte Eindringlinge ins Reichenbacher Gebiet zu bezeichnen. 1316 erscheinen beide unter dem deutschen Namen „Habirdorf" (heute Habendorf) zusammengefaßt[2]).

Langenbielau, im Westen des Kreises, das 1288[3]) als „Beala" bezeichnet wird, also slawischen Namen trägt, ist zweifellos eine deutsche Gründung, die ihren Namen vom Bieleflusse entlehnt hat[4]). Die großen Hufen, der riesige Gemarkungsbezirk, die nahe Lage am Gebirge sprechen für eine deutsche Ansiedlung.

Aus denselben Gründen möchte ich das östlich von Habendorf gelegene Peilau für eine deutsche Anlage ansehen, dessen Name auf den gleichnamigen Fluß zurückgeht[5]). Bereits 1230 wird es als vorbildlich für die Aussetzung deutscher Dörfer hingestellt[6]).

Nicht zu entscheiden ist es, ob bei Peilau eine slawische Ortschaft Ostrossovichi gelegen hat[7]). Nahe bei Nimptsch folgen am Ostabhang der Gneishöhen Guhlau (1210 und 1260 Gola)[8]), Groß-Ellgut (1316 Elegota)[9]), Panthenau (1216 Pantnovo)[10]), sowie Pantnovo Ratayna (1260; 1316 Rathagyne)[11]), wahrscheinlich ein Teil von Panthenau.

Am Nordostrande des Reichenbacher Kreises liegen die slawischen Orte Jentschwitz (1402 Jenzewiz)[12]), Kuchendorf (1253 Cuchari)[13]) und Mellen-

[1]) S.R. 1046. [2]) S.R. 3579.

[3]) S.R. 2054.

[4]) BEALA von altslawisch bêlŭ = candidus, albus.

[5]) Pilavia von altslawisch pila = Feile, Säge. Die Größe der Fluren von Langenbielau und Peilau zeigt deutlich die Karte im Anhang (Nr. 5).

[6]) S.R. 351; das 1189 und 1203 genannte Dorf Pilavie ist Beilau, Kreis Neumarkt.

[7]) 1219 wird Ostrossovichi circa Pilaviam superius (S.R. 215) erwähnt; es kann auch hier Beilau, Kreis Neumarkt, gemeint sein oder der Peilefluß, dessen Name früher auch an der Weistritz von der Mündung der Peile ab haftete.

[8]) S.R. 138, Urkunde unecht; S.R. 1046; gola von altslawisch golŭ = nudus.

[9]) S.R. 3579; Elegota von polnisch lgota = levitas.

[10]) S.R. 171.

[11]) S.R. 1046 und 3579; ratayna von altslawisch rataj = agricola.

[12]) Extr. § 3639.

[13]) S.R. 840, Cuchari von tschechisch kuchař = coquus.

dorf, das ursprünglich slawischen Namen hatte (1392 „Aldendorf oder alden Sleupiz")[1]. Dicht neben der polnischen Siedlung, dem „Aldendorfe" wurde später die deutsche Ortschaft „großen Slupicz" (das heutige Schlaupitz) angelegt. Alden Sleupiz hatte einen zweimaligen Namenswechsel (in Aldendorf und Mellendorf)[2]) durchzumachen, so daß heute die alte Siedlung einen deutschen, die neue deutsche Ortschaft einen slawischen Namen trägt.

Etwas abseits führt eine kleine am Westabhang des Guhlwaldes liegende Kolonie den slawischen Namen Prauß (1375 Praussyn)[3]), was vielleicht (?) auf eine Ansiedlung kriegsgefangener Preußen schließen läßt.[4])

Im Norden des Reichenbacher Kreises leitet die ehemals slawische Ortschaft Költschen (1239 Oolcim, 1305 Kelczim, 1333 Kolschin)[5]), bereits zum Siedlungsgebiete des Zobten über.

b) Das slawische Siedlungsgebiet um den Zobten.

Der Zobten steigt so unmittelbar aus der Ebene um fast 500 m an (Gipfel 718 m), daß er mit Recht als das Wahrzeichen von Mittelschlesien bezeichnet worden ist. Schon frühzeitig hat er die Aufmerksamkeit heidnischer Völker erregt, wie die zahlreichen prähistorischen und slawischen Funde zur Genüge beweisen. Ringsum tragen die Dörfer noch slawische Namen, oder ihre ursprünglichen Namensformen lassen auf slawische Herkunft schließen.

Dieses alte Siedlungsgebiet fand im Osten seine Fortsetzung in dem frühzeitig und dicht besiedelten Landstriche um die Lohe. Im Süden wurde es von dem Reichenbacher Waldland, im Westen und Norden von dem niedrigen Hügelzuge begrenzt, der die Wasserscheide zwischen dem Zobtener Schwarzwasser und der Weistritz bildet. Diese kaum merkliche Bodenschwelle war in slawischer Zeit waldbedeckt, wie die Namen Weizenrode, Birkholz, Stefanshain, Frauenhain, Protschkenhain beweisen. Ihre Namen scheinen aber anzudeuten, daß hier in der Ebene nicht ein undurchdringlicher Urwaldbestand vorhanden war, sondern eine lichtere Hain- und Vorholzformation bestand.

In der Siedlungsgeschichte des Zobtener Gebietes hat der kleine am Nordfuß des Gebirges gelegene Ort Gorkau eine wichtige Rolle gespielt. Thietmar von Merseburg meldet uns „in durchsichtiger Umkehrung des richtigen Sach-

---

[1]) Extr. § 1995 u. 2038.

[2]) 1412 Aldendorff (Extr. § 5489), 1550 Altendorf (St.Arch. Rep. 39, F. Schw.-Jauer, II, 9 i, vol. I), die Karte des Scultetus von 1630 verzeichnet es als Aldendorf vulgo Mellendorf, 1667 heißt es dann Malendorf (Visitat.-Berichte der kath. Kirche ed. Jungnitz, I, Seite 735).

[3]) Extr. § 962.

[4]) Praussyn von polnisch prus = Preuße.

[5]) S.R. 525, L.F. B. 468, S.R. 5258.

verhaltes" von einem hohen Berge, der dem umliegenden Gau (pagus Silensi) seinen Namen gegeben haben soll und der eine angesehene Stätte heidnischen Kultes gewesen sei. Dieser Berg, welcher zweifellos der Zobten (Slenz) ist, mochte auch in christlicher Zeit noch ein Herd des heidnischen Aberglaubens sein. Vielleicht gerade deshalb rief Wladislaw II. Augustinermönche, welche „secundum beati Augustini regulam atque institutionem Arrovasiensium" (Arrouaise in Artois) lebten, um die Mitte des 12. Jahrhunderts nach Gorkau, um der Sache des Christentums auch hier zum Siege zu verhelfen[1]). Eine nennenswerte „wallonische Einwanderung" darf man aber aus dieser Tatsache nicht folgern[2]).

Um den Zobten lagen eine Anzahl polnische Ortschaften, die zum großen Teil in den Besitz des Gorkauer Stiftes gekommen sind, von denen aber nur sehr wenige ihm ihre Entstehung verdanken. Ihre slawische Herkunft geht zumeist aus der frühen Erwähnung, der polnischen Verfassung und dem slawischen Namen hervor.

Bereits im Jahre 1148 gehörte der Marienkirche in Gorkau („de monte Silencii")[3]) der Zobtenberg „cum appendiciis suis, forum sub monte" (die spätere Stadt Zobten).

Bald darauf wurde mit Unterstützung des sagenumwobenen Grafen Peter Wlast und seiner Gemahlin das Augustinerchorherrenstift auf dem Sande zu Breslau errichtet, und Gorkau wurde eine Propstei des Sandstifts.

Herzog Wladislaw II. († 1157) schenkte dem Sandstift eine Anzahl Hörige, und seine Söhne Boleslaus der Lange und Mesiko verliehen dem Stift zu Lebzeiten des Vaters die Ortschaften und Hörigen in Wiri (Klein-Wierau), Cescouici (ein Teil von Kaltenbrunn), Syuridou (Seiferdau), Biala (Bielau), Strelez sic dicti, quia venatores fuerunt ecclesiae (Strehlitz), villa ad molendinum (ein Teil von Qualkau)[4]), forum in Soboth (Zobten),

[1]) Eine Anzahl Sagen haben sich an diesen Vorgang angeschlossen. Klares Licht brachten hier die Untersuchungen von Adler, „Älteste Geschichte der am Fuße des Zobtenberges liegenden Dörfer des Augustiner-Chorherren-Stiftes . . .", Breslau 1873, und Wilhelm Schulte, „Zu den Steinaltertümern am Zobten", Schlesische Vorzeit in Wort und Bild, Neue Folge I, Seite 133 ff.

[2]) Grünhagen, „Geschichte Schlesiens", I, Seite 20 f. Weinhold, in Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde, Band II, Seite 164; dagegen Wilhelm Schulte, „Die Anfänge des St. Marienstiftes der Augustiner-Chorherren auf dem Breslauer Sande", 1906, Seite 108—120.

[3]) Adler, a. a. O., Urk. I, Seite 23. Die Klosterkirche stand von Anfang an, wie alle Historiker jetzt annehmen, in Gorkau. Sie lag auf dem kleinen Berge Slenz, der im Polnischen Gorka genannt wurde. Der Name Gorca kommt zuerst 1204 vor (S.R. 95) und ist das Dimin. von altslawisch gora = mons.

[4]) 1223 wird es Falcou genannt. S.R. 259.

villa Stregomane (Striegelmühl)[1]. Das Kloster war hier und in Bino (unbekannt) (1193) und Gogolevo (1193, 1250 Gogolov, das heutige Goglau) im Besitz der Dörfer mitsamt den Zehntleuten („decimi“)[2].

Unter Heinrich I. hat dann wahrscheinlich eine Begrenzung des Zobtener Haltes durch Umschreiten (circuitus) stattgefunden. Danach gehörte der größere westliche Teil des Zobtens zum Sandstiftsbesitz. Tampadel wird hier zuerst „Tampadla“ genannt[3]. Später kam das Sandstift auch noch im Siedlungsgebiete des Zobtens in den Besitz der slawischen Orte: Ströbel (1250 nova villa sub Gorca, 1351 Strebelow)[4], Mislacow (1250, aus ihm und Cescouici oder Tesech entstand Kaltenbrunn)[5], Garnczarsco (1250, ein Teil des späteren Marxdorf)[6], sowie Sultirwicz (1352, Klein-Silsterwitz)[7].

Außer diesen dem Sandstift gehörigen Orten liegen noch folgende slawische Dörfer im Zobtener Siedlungsstriche.

Am Westabhang besagen die kleine Gemarkung und der Name von Käntchen (1373 Kentchin)[8], an der Ostseite des Zobtens die kleine Ackerflur und der Ortsname von Bankwitz (1209 Bandcouice)[9], daß wir es mit ursprünglich slawischen Ortschaften zu tun haben. Im NO. des Siedlungsstriches liegen zu beiden Seiten des Schwarzwassers die einst slawischen Dörfer: Rogau (1307 Rogow)[10], Queitsch (1375 Qweitsch)[11], Mörschelwitz (1366 Mirslawicz)[12] und Christelwitz (Chrystlawicz)[13], deren Gemarkungen zum Teil recht klein sind und in deren Nähe größere prähistorische Funde auftraten.

Bei Floriansdorf, in dessen Nachbarschaft (Kiesendorf) ausgedehnte slawische Funde ausgegraben wurden, scheint in slawischer Zeit eine kleine Siedlung

---

[1]) Häusler, „Urkunden-Sammlung zur Geschichte des Fürstentums Öls“, 1883, Urkunde 5.

[2]) Über die Zehntleute siehe Rachfahl, a. a. O., Seite 27 f.

[3]) Häusler, a. a. O., Urkunde Seite 45.

[4]) S.R. 722, und Adler, a. a. O., Seite 61.

[5]) S.R. 722; Tesech 1193 erwähnt (Häusler, Urk. 4).

[6]) S.R. 722, Script. rer. Siles. ed. Stenzel, II, 199, 211.

[7]) Adler, a. a. O., Seite 69. Groß-Silsterwitz und Groß-Wierau sind wohl deutsche Orte, siehe oben Seite 23. Bereits 1292 treten die Namen „Groß-Wierau“ und „Klein-Wierau“ auf (S.R. 2241). 1402 wird Klein-Wierau auch „Wenigen Wierau“ genannt. (Extr. § 3854.)

[8]) Extr. § 760, Kentchin von altslawisch Kątu = angulus abzuleiten, cf. unsre schlesische Stadt Canth.

[9]) Häusler, Seite 45; S.R. 133 ist unzureichend!

[10]) S.R. 2917, rogow von altslawisch rogŭ = cornu.

[11]) Extr. § 1631, die Herkunft des offenbar verderbten slawischen Namens ist mir unbekannt.

[12]) Extr. § 44.

[13]) Extr. § 97.

bestanden zu haben. 1387 wird das „dorff Polenwinkel an floreansdorff gelegin" erwähnt[1]) und 1417 werden „Lehnlewte . . . im Pollenwinkel in dem Dorfe zu Floriansdorf des Weichbildes Sweidniz" genannt[2]). Ursprünglich lag hier wohl ein Dorf unbekannten Namens, an das sich ein deutsches: Floriansdorf anschloß; schließlich erinnerte beim Aufblühen des deutschen Dorfes und beim Aufgehen des polnischen in das deutsche nur noch der Name „Polenwinkel" an die ursprüngliche alte Niederlassung von Slawen.

c) Das alte Siedlungsgebiet der Weistritz und der unteren Peile.

Westlich des Zobtener Siedlungsgebietes, nur durch einen schmalen Streifen unbesiedelten Landes getrennt, befand sich das altbesiedelte Tal der Weistritz und ihrer Zuflüsse.

Wie im Osten deutsche Ortsnamen einen Streifen spät bebauten Landes anzeigen, so beweisen sie auch im Süden, Westen und Norden das Brachliegen dieser Landstriche vor der deutschen Einwanderung.

Eine Anzahl prähistorischer Funde und slawischer Rundwälle zeigen das Weistritztal schon frühzeitig besiedelt. Die Dörfer haben hier fast überall in der Ebene die Form des Straßendorfes. Nördlich von Schweidnitz weisen die Ortschaften kleine Gemarkungen auf.

Unsicher ist es, wie weit die slawische Besiedlung das Weistritztal aufwärts gegangen ist. Ob das 1305 erwähnte Silingisdorf (vielleicht ein Vorläufer des heutigen Dorfes Schlesiertal) auf eine sehr alte Siedlung zurückblickt, ist nicht festzustellen[3]). Noch südlicher in einem engen rechten Seitentale der Weistritz führt Jauernig (1305 Jaworow) zwar einen slawischen Namen[4]), aber die Siedlung ist sicherlich deutsch, und der Ortsname hat wahrscheinlich den alten Flurnamen dieser Gegend[5]) übernommen.

Der erste sicher nachweisbare slawische Ort im oberen Weistritztal ist Nieder-Weistritz (1193 Bistrica, 1318 Polnisch-Weistritz)[6]). Sein slawischer Ursprung geht schon aus der frühen Erwähnung und daraus hervor, daß bei Anlage der neuen deutschen Ortschaft Ober-Weistritz der alte Ort den Zusatz „polnisch" als Unterscheidungsmerkmal erhielt.

Weiter abwärts treffen wir an der Weistritz auf die alten Siedlungen Kroischwitz (1250 Crasovice, 1290 Craswiz)[7]), Schweidnitz (1249, 1250

---

[1]) St.Arch., Rep. 39, Landb. Schweidn.-Jauer, III, 15 D, fol. 94.
[2]) Extr. § 5769. [3]) Siehe oben Seite 19.
[4]) L.F. B. 508; Jaworaw von neuslawisch javor = platanus.
[5]) Partsch, „Schlesien", I, Seite 42.
[6]) S.R. 259 und 3761. — S.R. 34 ist eine gefälschte Urkunde.
[7]) S.R. 722 und 2125.

Swidniz)[1]) und Kletschkau (1308 Cleiczkow)[2]), die jetzige östliche Vorstadt von Schweidnitz.

Einige Kilometer nördlich der Fürstentumshauptstadt mündet die Peile in die Weistritz ein. Die Peile begleiteten von ihrem Austritt aus dem Reichenbacher Gebiet zu beiden Seiten einst slawische Ortschaften. Gräditz haben wir bereits erwähnt und die Möglichkeit, daß hier die Kastellanei Gramolin lag. Dicht bei Gräditz liegt westlich Kreisau (1250 Crisova)[3]), etwas abseits der Peile südlich von Kreisau Wierischau (1305 Werußowe, 1369 Werusch)[4]); es folgen an beiden Ufern bis zur Einmündung des Flusses: Pilzen (1193 Bolestino, 1223 Bolescino, 1323 Pulsin, 1385 Polzen)[5]), Grunau (1305 „Grunow ante Swednitz)[6]) und Wilkau (1285 Wilcowe)[7]).

Auf dem linken Ufer der Weistritz ergießt sich etwas nördlicher als die Peile das Zülzendorfer Wasser in den Hauptfluß. An einem seiner Quellbäche erscheint Kammerau (1367 allodium in Kumerow prope Swidnicz)[8]), umgeben von deutschen Siedlungen, als vorgeschobener slawischer Posten.

Sehr kleine Gemarkungen zeigen die nordöstlich am Zülzendorfer Wasser gelegenen Gemeinden: Säbischdorf, Zülzendorf, Rot-Kirschdorf, Teichenau (siehe Karte 5, Anhang; die vier Fluren suche man südlich von Gemarkung 49 [Würben], links der Weistritz). Vielleicht gehen alle vier auf alte slawische Siedlungen zurück, doch können wir es nur von Zülzendorf bestimmter behaupten. 1308 Sulyslawendorf, 1318 Zulislai villa, 1366 Czulczendorff, 1367 Czu(l)kelndorff genannt[9]) hat es vielleicht einst unter dem Namen Sulislawici bestanden[10]).

---

[1]) S.R. 701 und 709. Die Stadt Schweidnitz ist natürlich eine deutsche Neugründung, ebenso wie die Stadt Striegau. Vgl. hierzu Webner, „Zunftkämpfe in Schweidnitz bis zum Ausgang des Mittelalters" (Bresl. Dissertat.), 1907, S. 5. Die Erwähnung von Schweidnitz im Jahre 1220 ist nicht (wie Partsch, „Schlesien", II, Seite 335, glaubt) urkundlich verbürgt (siehe S.R. VII 1, Seite 128, ferner Kopietz in Z. 15, Seite 480 f., und Wutke in Z. 25, Seite 243 f.). Der Beginn von Niederlassungen des Franziskanerordens fällt in Deutschland erst ins Jahr 1221 (Wetzer-Welte, „Kirchenlexikon", 2. Aufl., unter „Franziskanerorden"). Die erklärliche Sucht des Schweidnitzer Klosters, seine Gründung in die Stiftungszeit des Ordens selbst hineinzuverlegen, ist auch bei andern Klöstern zu beobachten.

[2]) S.R. 2987. [3]) S.R. 722.

[4]) L.F. B. 473. Extr. § 349.

[5]) S.R. 59, 259, 4257. Extr. § 1228.

[6]) L.F. B. 505.

[7]) S.R. 1862.

[8]) Extr. § 65; vielleicht stammen die mehrfach, zuerst 1304 genannten Herren von Kummerow von hier (S.R. 2792).

[9]) S.R. 2984, 3019, 3832. St.Arch. Rep. 39, Landb. Schweidn.-F. A, fol. 8 u. 15b.

[10]) Man vergleiche die alten Namen von Zülzendorf, südlich von Nimptsch, das 1305

Bei Teichenau kann die slawische Endung (1307 Tychenow)[1] nicht als Zeichen slawischen Ursprungs angesehen werden, da das Suffix „ow“ an das deutsche Wort Teich angehängt ist und bei der Siedlung noch heute ein größerer Teich liegt.

Säbischdorf (1308 Sewysdorf, 1318 Zebisdorf)[2] ist vielleicht von dem slawischen Eigennamen Zawiść abzuleiten und eine alte Ortschaft.

Westlich von Teichenau an einem Seitenbach ist Bunzelwitz (1308 Bumslaycz)[3], nordwestlich am Zülzendorfer Wasser Würben (1243 Wirbno)[4] slawischer Herkunft.

Nach Einmündung des Schönbrunner Wassers liegen noch in unserm Gebiete zu beiden Seiten der Weistritz die slawischen Orte: Schmellwitz (1318 Smelewicz)[5], Gohlitsch (1308 Golashycz)[6], Kratzkau (1250 Crazcov)[7] mit kleinen Gemarkungen; ferner Guhlau (1335 Gola)[8], Domanze (1193 Demanc)[9], Hohenposeritz (ca. 1200 Posarisch, 1202 Posarisce)[10], und Wenig-Mohnau (1193 Tymanow, 1318 in parvo Manow polonicali dicto)[11].

Außerdem sind einige völlig unbekannte alte slawische Orte im Weistritzgebiete zu suchen. Capala (1250)[12] könnte zwischen Kroischwitz und Kratzkau, Scrobis (1149) oder Strobis (1193) zwischen Domanze und Mohnau gelegen haben[13], während Tczanscowa[14] sowie die im Liber Fundationis erwähnten Ossek und Petirwitz (1305)[15] gar nicht festzustellen sind.

„villa Sulislauici sive Czulczlandorf“ und von einer Wüstung Zülzendorf, Kreis Grottkau, das 1305 „villa Sulislai sive Czulczkindorf“ hieß (L.F. B. 453, 438).

[1]) S.R. 2951.

[2]) S.R. 2984, 3019 (es ist als slawischen Ursprungs eingezeichnet).

[3]) S.R. 2988. [4]) S.R. 594.

[5]) Vetera Monumenta Poloniae ed. Theiner, I, Seite 141.

[6]) S.R. 2984. [7]) S.R. 722.

[8]) Vet. Monum. Polon., I, 370.

[9]) S.R. 59. [10]) SR. 71 a, 77. [11]) S.R. 59, 3811. [12]) S.R. 722.

[13]) S.R. 34, Urkunde unecht; S.R. 722. [14]) S.R. 34.

[15]) L.F. B. 502, 503. Die Lage beider Orte ist um so weniger sicher festzustellen, da gerade in diesem Abschnitt des L.F. die Reihenfolge der Ortschaften nicht so sorgfältig innegehalten ist wie sonst. Sicherlich sind aber beide nicht, wie die im L.F. vorhergehenden Orte, im Gebirge, sondern in der Ebene zu suchen und gehören geographisch bereits zu den im L.F. folgenden Dörfern Nieder-Giersdorf und Grunau (Kreis Schweidnitz). Ossek von osieka (osiek) = Aushau; die andern schlesischen Orte dieses Namens liegen ebenfalls in der Ebene.

d) Das slawische Siedlungsgebiet des Striegauer Wassers.

Von dem alten Siedlungsstriche der Weistritz lag, getrennt durch eine schmale Strecke unbebauten Landes, in slawischer Zeit das nördlichere Siedlungsgebiet des Striegauer Wassers und seiner Nebenbäche.

Diese unbesiedelte Zone wird durch die deutschen Ortsnamen: Kunzendorf, Arnsdorf, Wickendorf, Neu-Jauernick, Königszelt, Neudorf, Eckersdorf, Neu-Sorgau[1]), Konradswaldau, Freudenthal, Ingramsdorf näher gekennzeichnet. In ihrer Mitte lag nur der alte slawische Ort Alt-Jauernick (ca. 1200 Jauoravo[2]).

Das altbesiedelte Land des Striegauer Wassers stellte ebenfalls einen dünnen Streifen dar, in dem die slawischen Ortschaften dicht an den Haupt- und Nebenbächen gelegen sind. Nach Norden hin ist die Grenze des Striegauer Gebietes teilweise wiederum durch Waldungen vor der deutschen Einwanderung gebildet worden.

Am weitesten ins Gebirge vorgedrungen scheinen die vielleicht slawischen Orte Liebichau (1305 Lubichowe)[3]), an einem rechten Nebenbach der Polsnitz, und Quolsdorf (1228 Qualzchowiz)[4]) am Striegauer Wasser gewesen zu sein.

Beim Austritt aus dem Bergland liegt am Striegauer Wasser der alte Ort Schweinz (1289 Swenz)[5]), während Teichau an der Einmündung des Schwarzbaches erst spät die slawische Endung „ow" annahm und eine deutsche Anlage ist[6]). An den Quellen des Schwarzbaches finden wir die slawischen Siedlungen Schollwitz (1305 Solnitz)[7]) mit kleiner Gemeindeflur und Ölse (1239 Olsane)[8]).

Unterhalb mündet bei Gräben, das selbst slawischen Ursprungs ist (1255 Grabina, 1411 Grobyn)[9]), ein linker kleiner Nebenarm des Striegauer Wassers, an dem wahrscheinlich dicht bei Thomaswaldau eine slawische Siedlung „Granica" (1262)[10]) gelegen hat.

---

[1]) Der Name ist nicht etwa slawisch, wie Koffmane in den Mitteilungen des Geschichts- und Altertumvereins für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz 1904/1905 annimmt, sondern von mittelhochdeutsch zarge = Seiteneinfassung, Seitenwand abzuleiten. Siehe Hey-Schulze, „Die Siedlungen in Anhalt", Halle 1905, Seite 131.

[2]) S R. 71 a. [3]) L.F. B. 480.

[4]) S.R. 336. [5]) S.R. 2097 von altslawisch svinija = sus.

[6]) Teichau heißt anfangs immer „vorwerk zum Teiche".

[7]) L.F. D. 117.

[8]) S.R. 532, die Kirche stammt, nach Lutsch, Kunstdenkmäler Schlesiens, Band II, Seite 268, noch aus dem 13. Jahrhundert.

[9]) S.R. 889.

[10]) „villa Thomaswald et alia conjuncta ei videlicet Granica" sollen 40 Malter Dezemgetreide dem Breslauer Klarenkloster liefern. S.R. 1109, granica (altslawisch) = terminus.

Östlich von der Kreisstadt Striegau, an dessen Stelle sich wohl die Kastellanei befand, lag die alte Siedlung Ztrigom. Heute erinnert noch das eingemeindete Dorf Alt-Striegau an die ältere Niederlassung[1]. Bei Striegau werden zwei unbekannte Vorwerke von Werschem (1305) genannt[2].

Dicht bei der Stadt waren Haidau und am Striegauer Wasser Muhrau einst slawische Orte (1255 „Heydam" oder „Medireche", 1318 Merica — 1266 Moraw)[3]. Die Polsnitz, die bald hinter Haidau auf der rechten Seite in das Striegauer Wasser mündet, wird von ihrem Austritt aus dem Berglande von slawischen Siedlungen begleitet. Polsnitz selbst ist wohl eine deutsche nach dem gleichnamigen Bache benannte Ortschaft. Slawisch dürften dagegen Zirlau (1203 Cirne, 1255 „Cyrne, que nunc vocatur Cyrla")[4], Zedlitz (1239 Pezeycna, 1255 „Zedlce oder Pasechna)[5] und Stanowitz (1203 Ztanowischa)[6] sein.

Nahe der Mündungsstelle der Polsnitz liegen abwärts am Striegauer Wasser: Grunau (1371 Grunow)[7], Puschkau (1149 Pastuchow, 1313 Puschkowe)[8], und Laasan (1335 Lassano)[9]. In dem von Polsnitz und Striegauer Wasser gebildeten, nach SO. geöffneten Bogen finden wir die slawischen Dörfer Tschechen (1203 Chehi, c. 1200 Tisseh, 1255 Chechi)[10], Peterwitz (c. 1200 Petri villa, 1266 Peterwitz)[11] und Saarau (1290 Sarow, 1308 Sarowicz und Sarow)[12].

Abwärts zu beiden Seiten zeigen slawische Ortsnamen: Raaben (1213 Rabyn, 1365 Rabin)[13], Tarnau (1213 Tarnow, 1249 Tharnava)[14], Sasterhausen (1295 Sastrushe)[15] und in unserem Gebiete noch Ossig (ca. 1200 Osech, 1315 Ossecz)[16], Neuhof (1175 Bogodani, 1201 villa Bogudani, 1216 Bogdano, que nova curia dicitur)[17] und Guckelhausen (1175 Godekendorf, 1202 Godcovo)[18].

---

[1]) Die Generalstabskarte verzeichnet irrtümlich Alt-Striegau nordwestlich der Kreisstadt! Es lag aber, wie die Homannsche Karte zeigt und nach Aussage des Volksmundes östlich der Stadt. Alt-Striegau wird 1305 zuerst genannt (S.R. 2831).

[2]) L.F. D. 28, und Z. 40, Seite 336. [3]) S.R. 889, 3807. — S.R. 1222.

[4]) S.R. 86, 889. [5]) S.R. 534, 889.

[6]) SR. 86. [7]) Extr. § 481. [8]) S.R. 34, 3362.

[9]) Vet. Monum. Polon., I, 370, Pfarrkirche um 1300 erbaut, Lutsch, Kunstdenkmäler, II, 267, siehe oben Seite 24, Anmerkung 2.

[10]) S.R. 86, 71a, 804. [11]) S.R. 71a, 1231.

[12]) S.R. 2142b, 2984, 3019.

[13]) SR. 157, Urk. unecht! St.Arch. Rep. 83 Grüss. Orig.-Urk. 112.

[14]) S.R. 157, 690.

[15]) S.R. 2347, sastrushe von za = hinter und altslawisch struga = Fluß.

[16]) S.R. 71a, 3464, osech von osiek = Aushau.

[17]) S.R. 46 (Urk. umstritten), 74, 172. [18]) S.R. 46 (Urk. umstritten), 77, 78.

e) Das alte Siedlungsgebiet des Leisebachs und des Tschammergrabens.

Wie die Striegauer Siedlungszone zahlreiche vorgeschichtliche Funde aufzuweisen hat, so ist auch das Land um den Leisebach durch ganz besonders ausgedehnte und zahlreiche prähistorische Altertümer ausgezeichnet. Der Sernerwald, der Streitberg und der Järischauer Berg, wie der Hummelwald scheiden beide Gebiete. Die Siedlungen im nördlichen Striegauer Kreise zeigen durchweg die Form des Straßendorfs.

An Quellen des Leisebaches liegend, bilden die alten, schon in slawischer Zeit genannten Dörfer Järischau (1149 Jaraschow, 1193 Jaroschou)[1], und Rauske (1149 Ruseke)[2] den Übergang vom Siedlungslande des Striegauer Wassers zu dem des Leisebachs.

In ihrer Nähe mögen die Orte Drobnisovo, Costreza und Javore, die sonst unbekannt sind, gelegen haben[3].

Zu beiden Seiten des oberen Leisebachs finden sich bis zur Einmündung des Tschammer die einst slawischen Orte: am linken Ufer Lüssen (1149 Luszina)[4], am rechten Taubnitz (1246 Dupnicza)[5] und Gäbersdorf (1223 „villa Vdanyn alias Gebirsdorf vocata“, 1250 „Udanin cum decimis“, 1328 Gebhardi villa)[6]; beide Ufer besetzt die Ortschaft Beckern (1305 Peckir)[7], am linken Ufer abseits liegt Kuhnern (1305 Chomar, 1371 Kunir)[8]; am Leisebach selbst zeigt der alte Name von Dromsdorf: Drogomilovitz (1305)[9] slawischen Ursprung an.

Östlich haben Lohnig (1217 Langevnici, 1305 Lageniwitz, 1396 Lawnig)[10] und Eisendorf (1217 Izerovici, 1299 Ysirsdorf)[11] slawische Namen. Vor

---

[1]) S.R. 34, 59.

[2]) S.R. 34. Ruseke von polnisch ruskie = russus.

[3]) Am 31. Juli 1246 wird in einem Streite zwischen dem Breslauer Sandstift und Opizo Polonus, dem Kaplan der Kirche von Ruske (Rauske), wegen der Zehnten von den Dörfern Dupnicza, Drobnisovo und Costreza beschlossen, nachdem Opizo die Zugehörigkeit dieser Zehnten zum Sandstift zugestanden hat, des Friedens wegen die Zehnten von Costreza der Kirche zu Ruske auf immer zu überlassen (Bresl. Diözesanarchiv, Chronol. Urk., fehlt in S.R.). 1250 werden unter den Sandstiftsbesitzungen die Zehnten von Ruske und von Dupnika, Drobnisov, Javore, Cosreca, Jarosov (Järischau) u. a. genannt (S.R. 722) und 1289 kommen Ruzik (Rauske) und Drobnossowe zusammen vor (S.R. 2111). Da nach meiner Ansicht Dupnika zweifellos Taubnitz ist, so haben die fraglichen Orte bei Rauske, Taubnitz und Järischau gelegen. Javore, von javor = Ahorn abzuleiten, ist vielleicht ein Vorläufer von Förstchen gewesen. Förstchen hat eine sehr kleine Flur (170 ha).

[4]) S.R. 34. [5]) Siehe Anmerkung 3.

[6]) Stenzel, Script. rer. Sil. II, 171, fehlt in S.R. — S.R. 722, 4728.

[7]) L.F. D. 276. [8]) Z. 40, S. 337, und Extr. § 540.

[9]) L.F. D. 19.

[10]) S.R. 177a (Urk. unecht). L.F. D. 122. Extr. § 2735.

[11]) S.R. 177a (Urk. unecht), S.R. 2241.

Einmündung des Tschammer folgt die einst slawische Ortschaft Körnitz (1217 Carnici (?), 1391 Kernicz)[1]. Abseits liegt an einem linken Nebenbache Tschinschwitz[2]) mit kleiner Gemarkung.

Am Tschammer und seinen Quellflüssen kommen für unser Gebiet folgende slawischen Siedlungen in Betracht: Zuckelnick (1217 Socolnici, 1305 Sokolnizi)[3]), Metschkau (1305 Meckow, 1315 Mexscow)[4]), Johnsdorf (1217 Janussowici, 1375 „Dorf Jonsdorf")[5]) und Pläswitz (1267 Pelescviz)[6]). Vor der Vereinigung mit dem Leisebach ist Ober- oder Niedermois ursprünglich slawisch gewesen (1201 Uyasd, 1202 Gnevomir Ujasd)[7]).

Abwärts liegen am Leisebach noch im Schweidnitzer Fürstentum: Hulm (1305 Chemolow??, 1401 Holme)[8]), westlich die Wüstung Platschkau (1433 Platschke)[9]), während Riegel (1366 Rokinregil)[10]) seiner Herkunft nach nicht zu bestimmen ist. Slawisch ist das nordwestlich liegende Dorf Dambritsch (1367 Damerschin, 1398 Dambroschin)[11]). In der Enklave von Poselwitz lag eine alte Ortschaft (1217 Postolici, 1315 Postoliz)[12]).

Im Gebiete des Leisebaches müssen die sonst unbekannten slawischen Siedlungen Lubessow und Ressna (Renno) gesucht werden, während Lubovo auch im Weistritzgebiete gelegen haben kann[13]).

f) Die slawischen Siedlungen an der Wütenden Neiße.

Westlich vom Striegauer Siedlungsgebiet waren um die Kastellanei Suini im Hügelland des Katzbachgebirges einige slawische Ortschaften entstanden. Wie wir sehen werden, handelt es sich hier wohl fast durchweg um späte, in Waldgebiet eingedrungene, sehr kleine Siedlungen. Prähistorische Funde fehlen

---

[1]) S.R. 177a. (Urk. unecht.) Extr. § 1873.

[2]) Erste Erwähnung erst aus dem 15. Jahrhundert. Nach dem Register zu den Schweidnitz-Jauerschen Landbüchern (St.Arch. Rep. 39, III, 17 g) zuerst in dem verlorenen Landbuch P, das die Jahre 1424—27 umfaßte und in dem gleichfalls verlorenen Landbuch S (1444—54) genannt, ist es erst 1473 als Czynßwitz urkundlich nachweisbar (Landbuch W, fol. 139).

[3]) S.R. 177a (Urk. unecht). L.F. D. 272. [4]) L.F. D. 107. S.R. 3464.

[5]) S.R. 177a (Urk. unecht). Extr. § 996. [6]) S.R. 1246. [7]) S.R. 74, 77.

[8]) Es ist möglich, daß der im L.F. genannte Ort Chemolow zwischen Lederhose und Schöneiche das heutige Hulm ist. Hulm hieß 1401 Holme (Extr. § 3488), abzuleiten von neuslavisch holm = cumulus, das auch polnisch chelm in den Ortsnamen chelmno (Posen) erscheint (cf. Miklosich). Chemolow ist wohl eine der vielen Verschreibungen des L.F. und hieß früher chelmnow (?).

[9]) Siehe Knie. [10]) Extr. § 30. [11]) Extr. § 77. [12]) S.R. 177a (Urk. unecht). S.R. 3485.

[13]) 1203 werden dem Striegauer Johanniter-Kloster u. a. die Zehnten von Stanowitz, Tschechen, Zirlau, Lüssen, Lubessow und Ressna bestätigt. 1255 findet die gleiche Bestätigung statt (SR. 86, 889, wo die Namen Lubesov, Renno lauten). Lubovo wird 1193, 1223, 1250 genannt (S.R. 59, 259, 722) und ist bei Puschkau—Rauske, bei Polnisch-Weistritz oder zwischen diesen Orten zu suchen.

fast gänzlich, und nur bei Polkau wurden Urnenscherben ausgegraben und ein slawischer Rundwall aufgefunden.

Als wichtigste und am weitesten ins Gebirge vorgedrungene Siedlung ist wohl Suini (Schweinhaus) an der Wütenden Neiße anzusehen, das bereits 1108 erwähnt wird und 1155 unter den Kastellaneien erscheint[1]. Dicht bei Suini („juxta castrum Suinii") waren in slawischer Zeit (1245) zwei kleine Orte: „Zkarici et Scirpici" vorhanden[2]. Das Dorf Schweinhaus kommt erst 1317 als Swyn mit einer Pfarrkirche vor[3], geht wohl aber auf eine alte Siedlung zurück. Abwärts liegen an der Wütenden Neiße Kauder (1249 Chuderovo, 1316 Kudyr)[4] und Rohnstock (1305 Rodtstock und Rostock, 1318 Rostock, 1348 Rodestock)[5], beides ursprünglich wohl slawische Siedlungen. Hinter Rohnstock empfängt die Neiße von rechts ein kleines Gewässer, an dem der slawische Weiler Bohrau (1376 Borow)[6] bestand.

Unterhalb mündet die Kleine Neiße ein, deren Gewässer schon frühzeitig slawische Siedler angezogen haben. An einem Quellfuß liegt (schon im Fürstentum Jauer) Leipe (1305 Lypa)[7]. In seiner Nähe ist der heute nicht mehr bestehende Kirchort Mansowitz (1305)[8] zu suchen, zu dessen Sprengel Wiesau und Leipe gehörten. Gräbel ist wohl deutsch[9], dagegen sind Wederau (1371 Wederow)[10], Polkau (1390 Polkow)[11] und Ossenbahr (1406 Ossenbar)[12] slawische Orte.

Abseits liegt am Quellbache der Weidelache im Passe von Rosen der gleichnamige slawische Ort Klein-Rosen (1325 Vorwerk Wenig-Rosen)[13] neben dem deutschen Pfarrdorfe Groß-Rosen.

Im Bolkenhainer Kreise, wahrscheinlich nahe bei Kauder liegend, ist 1388 bis 1412 ein Gut Prusow urkundlich nachweisbar[14] (polnisch prus = Preuße).

---

[1]) S.R. VII 1, Seite 21, S.R. 40.

[2]) Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Band III, Seite 179 ff., siehe Seite 191. — Scarici noch einmal 1245 genannt (S.R. 886).

[3]) S.R. 3708. [4]) S.R. 690, 3617.

[5]) L.F. D. 110 und 113, Mon. Pol. I. 142; Diözes.-Arch. Breslau, Schweidn. Pfarrei Präcentur. — Rostock von Tschech. (polnisch) rozstok, rozstoka = Ort, wo zwei Flüsse sich trennen oder vereinigen.

[6]) Extr. § 1065, war ein Einzelhof. [7]) L.F. D. 95. [8]) L.F. D. 93, 95.

[9]) Nicht von polnisch grab = carpinus betulus abzuleiten; der Ort heißt zuerst immer „Nassengrebil".

[10]) Extr. § 502; vielleicht stammen die zuerst 1285 genannten Herren von Wedrow von hier (S.R. 1863).

[11]) Extr. § 1910; 1277 erscheint ein Arnold v. Polkow als Zeuge (S.R. 1552).

[12]) Extr. § 4354. [13]) S.R. 4696.

[14]) 1388 und 1412 siehe Extr. § 1556, 5243, 5553. — 1411 verkauft Anthonius Reiche zu Prausaw sein gleichnamiges Gut dem Kirchvater von Kauder (Extr. § 5363).

Die mitten in den Bergen liegenden Siedlungen: Rohnau, Gablau, Liebau, Grunau bei Liebau, Oppau und Jauernig tragen zwar slawische Namen, sind aber wohl deutsche Gründungen, die nur alte Flurnamen übernommen haben oder in deutscher Zeit nach einem slawischen Großen benannt worden sind. Sollte aber wirklich schon eine dieser Ortschaften bestanden haben, so mag es sich um einen Einzelhof im Urwalde gehandelt haben, der auf der Karte — um das Siedlungsbild nicht zu verwirren — mit Recht wegbleiben kann[1]).

Damit sind die nachweisbaren slawischen Ortschaften im Schweidnitzer Fürstentum erschöpft. Noch einmal aber soll betont werden, daß die Forschung meist auf die nicht immer zuverlässigen Ortsnamen angewiesen war, daß zahlreiche deutsche Siedlungen einst slavischen Namen gehabt haben mögen und daß das slawische Siedlungsgebiet in der Ebene vielleicht ausgedehnter war, als wir annehmen.

---

[1]) Rohnau (1255 Heinricus advocatus, dictus de Ronowe (S.R. 965) genannt, der Ort erst 1305 (L.F. 324). Die Siedlung wurde wohl nach einem slawischen Großen benannt. Sie liegt 480 bis 600 m hoch. — Gablau, 1305 Gablow (L.F. D. 333) von gabela (polnisch) = Zoll, Steuer abzuleiten. Der Ort liegt 500 bis 560 m hoch! Liebau, 1284 Lubavia (S.R. 1773) von polnisch łub = cortex, erscheint 1292 als „neue Stadt" (S.R. 2241), 490 bis 500 m über N.N. — Grunau, 1292 Grunow (S.R. 2241) von tschechisch gruň = Hügel. — Oppau 1374 Oppow (Extr. § 845), 570 bis 650 m hoch gelegen! vielleicht von keltisch apa, lateinisch aqua. (Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte", 2. Aufl., Seite 180.) Siehe auch den schlesischen Fluß Oppa. — Jauernig, siehe oben Seite 35, Anmerkung 5. — Die Berechtigung der oben vertretenen Anschauung erhellt auch aus den trefflichen Ausführungen von Julius Lippert, „Die Sprachrelikten in meinem Dörfchen", in „Monatsschrift f. das geistige Leben der Deutschen in Böhmen", Jahrg. 6, Heft 1, Seite 39 (Oktober 1906): „Entfernt von menschlichen Wohnungen war die wechselnde Weide die einzige Nutzungsart des (Mark-) Waldes. Je weiter die Zeiten auseinander lagen, in denen kühne Hirten tief in die Mark eindrangen, desto notwendiger erschien es, gerade in diesen selten erschauten Gegenden Markzeichen zu finden, wie sie eben ein wilder Apfelbaum, ein Hain von Eichen, Weißbuchen oder Birken, eine Gruppe des Feldahorns und ähnliches, inmitten des düsteren Nadelwaldes darbot. Daher leben jabloň, dub, habr, bříza, baba u. a. in den verschiedensten Ableitungsformen in zahllosen Flur- und Ortsnamen auch in derzeit deutsch besiedelten Gegenden unseres Landes. So führt auch heute noch für Jäger der Wald in allen seinen Teilen zahllose Namen, und so wurden auch in etwas jüngerer Zeit, da der Markwald schon als Eigentum des Landesfürsten angesprochen erscheint, dessen bestellte Hüter und Wächter die Namengeber für seine dunkelsten Stellen. So mußten denn auch die deutschen Unternehmer des 13. und 14. Jahrhunderts die Gegenden, über die sie ihre Meßrute warfen, schon durch irgend eine Bezeichnung markiert finden, die sie, wenn nicht aus anderen, so schon aus rein geschäftlichen Gründen im Verkehr mit dem Obereigentümer und seinen Beamten und Dienern zu sicherer Verständigung aufnahmen."

Ergebnis.

Fassen wir die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen noch einmal kurz zusammen, so ergibt sich folgendes Bild. Die Karte, welche uns die slawische Besiedlung graphisch vor Augen führt, zeigt uns das Gebirge fast unbesiedelt. Aber auch das Vorland des Gebirges erscheint noch wenig von den Slawen aufgesucht. Ebenso ist das Reichenbacher Land nur an den Rändern von kleinen slawischen Siedlungen besetzt. Frei bleiben auch große Strecken der Ebene. Dicht drängen sich dagegen die slawischen Orte zu beiden Seiten der Flüsse und Bäche zusammen. Einige slawische Dörfer lehnen sich an den Guhlwald an, ein Kranz von slawischen Ortschaften umgibt das Zobtengebirge. Am Schwarzwasser, dem Schweidnitzer und Striegauer Wasser, der Wütenden Neiße und dem Leisebach reihen sich die slawischen Siedlungen wie die Perlen an einer Schnur auf. Bedeutsam hat auf die slawische Besiedlung in unserm Gebiet der scharfe Gegensatz zwischen Gebirge und Ebene eingewirkt. Die Horizontale von 250 m bildet — von einigen kleineren Ortschaften abgesehen — wie in der prähistorischen Zeit die Grenzlinie der Besiedlung. Der schroffe Abfall des Gebirges gegen die Ebene, die engen, Hochwassergefahren ausgesetzten, sumpferfüllten Zugangstäler, und der dichte Mantel des Urwaldes, der das Gebirge und sein Vorland überzog, das Verbot der Besiedlung des Bannwaldes, die Rauheit des Klimas, die dürftige Ackerkrume des Berglandes mußten den bequemen, mit mangelhaften Acker- und Handwerkzeugen ausgerüsteten slawischen Siedler um so eher abschrecken, als er am Fuße der Berge eine teilweise überaus fruchtbare Ebene antraf, deren Flußadern schon stellenweise von weniger dichten Wäldern, von Lichtungen mit Gras- und Heideland begleitet wurden. Hier hatten schon die prähistorischen Menschen für flüchtigen Anbau und nomadisierende Viehzucht geeignete Strecken gefunden, hier bot sich auch dem Hackenpflug der Slawen und ihrer Viehhaltung und Zeidlerei eine günstige Gelegenheit.

Im ganzen scheint aber auch die Ebene noch nicht allzu dicht besetzt gewesen zu sein, und die zahlreichen slawischen Orte sind nur als kleine unbedeutende Dörflein und Weiler zu denken.

Lebenslauf.

Ich, Martin Ferdinand Adolf Treblin, evangelischen Bekenntnisses, wurde am 26. September 1882 als Sohn des (1898 verstorbenen) Pastor prim. Propst Dr. theol. Adolf Treblin und seiner Ehefrau Mathilde, geb. Höfer, zu Breslau geboren. Ich besuchte das städtische Johannes-Gymnasium meiner Vaterstadt, das ich Michaelis 1902 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Ich studierte seitdem in Breslau — nur im S.-S. 1904 bezog ich die Universität Marburg — Geschichte, Geographie, Deutsch und Religion. W.-S. 1906/07 und S.-S. 1907 war ich wegen Krankheit von der Universität beurlaubt. In Dankbarkeit nenne ich hier die Namen der Herren Professoren, bei denen ich Vorlesungen gehört habe:

Baumgartner, Caro †, Cichorius, Cornill, v. Drach, Ebbinghaus, Theob. Fischer, Freudenthal †, G. Hoffmann, Kampers, Kaufmann, Kayser, Kawerau, Koch, R. Leonhard, Mirbt, Partsch, Passarge, Siebs, Sombart, Triebs, Varrentrapp, Volz, Joh. Weiß, Wrede †.

Ganz besonders bin ich den Herren Professoren zu Dank verpflichtet, an deren Seminaren ich mich beteiligen durfte:

Caro †, Ebbinghaus, Th. Fischer, Kaufmann, Koch, R. Leonhard, Partsch, Passarge.

Zu vorliegender Studie wurde ich noch von Herrn Professor Dr. J. Partsch, kurz vor seinem Scheiden nach Leipzig, angeregt. Ihm und Herrn Professor Dr. Passarge verdanke ich neben meiner allgemeinen Förderung im besonderen Arbeitsfelde manch wertvollen Fingerzeig bei dieser Arbeit. Beiden Herren bin ich zu großem Danke verpflichtet. Großen Dank schulde ich auch den Schriften und dem persönlichen anregenden Verkehr des besten Kenners der älteren schlesischen Geschichte, Herrn Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Schulte. Den Vorständen und Beamten der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs, des Kgl. Staatsarchivs, des Museums schlesischer Altertümer, des Katasterarchivs

der Kgl. Regierung in Breslau, sowie des Katasterarchivs der Kgl. Regierung in Liegnitz, die mich bei der Sammlung des Materials freundlichst unterstützten, danke ich ganz ergebenst.

Schließlich bleibt mir noch übrig, dem Vorstande des Vereins für Geschichte Schlesiens, insbesondere den Herren von der Redaktionskommission, die mir den Druck vorliegender Arbeit ermöglichten und dafür die Unterstützung der Fürstentumslandschaft Jauer, der Kreise Bolkenhain, Landeshut, Reichenbach, Schweidnitz, Striegau, Waldenburg, der Städte Schweidnitz und Striegau zu gewinnen wußten, aufrichtigen Dank auszusprechen.